



Feministische Wissenschaft
Recherches féministes

FemInfo
56/2020

FemInfo 56, November 2020 • FemInfo 56, novembre 2020**Herausgeberin • Éditrice**

Verein Feministische Wissenschaft Schweiz
Association suisse Femmes Féminisme Recherche

Nationaler Vorstand • Comité national

Katharina Pelzelmayer, Martina Bundi, Nina Seiler, Saskia Kircali,
Seraina Wepfer

Geschäftsleiterin • Directrice générale

Mirjam Aggeler

Geschäftsstelle • Secrétariat

Verein Feministische Wissenschaft Schweiz
Postfach
CH-3001 Bern
PC 30-37698-6

info@femwiss.ch

www.femwiss.ch

Redaktion • Édition

Katharina Pelzelmayer, Martina Bundi, Mirjam Aggeler, Nina Seiler,
Saskia Kircali, Seraina Wepfer

Layout • Graphisme

Nora Ryser, Mirjam Aggeler

Cover • Couverture

Nora Ryser

Übersetzung • Traduction

Alexandra Cinter ◦

Druck • Impression

Das FemInfo wird auf Pro Futura – ein mit dem Blauen Engel
ausgezeichnetes 100 % Recyclingpapier – in der Druckerei
Reitschule in Bern gedruckt.

Auflage • Tirage

1000 Exemplare • 1000 Exemplaires

Erscheinen • Annonce

3 Mal jährlich • 3 fois par année

Inserate • Annonce

1 Seite • 1 page CHF 250.–
1/2 Seite • 1/2 page CHF 130.–

Manuskripte • Manuscrits

info@femwiss.ch

Nächster Redaktionsschluss • Prochain délai de rédaction

01.02.2021

Inhalt • Sommaire

Vorwort • Avant-propos	2
FemWiss bewegt • FemWiss bouge	4
Rückblick Vollversammlung	4
Retour sur l'Assemblée générale	6
Vom politischen Wert der Frauenarbeit	8
Dora Staudinger (1886-1964) und die Genossenschaft	8
Konzeption der Arbeit	13
Ein andauernder Prozess	13
Spannungsverhältnis Parteilichkeit und Objektivität	18
Macht- und Erkenntniskritik in der Forschung	18
Decolonize Gender Studies! • Décoloniser les études genre!	24
Ein radikales Projekt mit offenem Verlauf	24
Un projet radical au développement ouvert	29
Feministische Forschung in der Anwendung	34
Grundlage einer Produktgestaltung	34
Wer ist sie?	39
Tove Soiland	39
Rezension	40
Zwischen Verbot, Befreiung und Optimierung	40
Buchtipps	42
I will be different every time	42
Agenda	43
Hilf mit, das FemInfo zu retten • Aide-nous à sauver FemInfo	43
Call for Papers	44

TEXT: MIRJAM AGGELER

Einmal mehr fördert eine Krise deutlich zutage, was vorher schon da war: Soziale Gerechtigkeit ist Schnee von übermorgen. Gleichzeitig zeigt uns dies aber auch, wie wichtig intersektionale, feministische Forschung ist und bleibt, um auf solche gesellschaftspolitischen Herausforderungen kritisch reagieren zu können. Was aber ist feministische Forschung und Wissenschaft eigentlich genau? Was bedeutet es, feministisch zu publizieren? Und mit welchen Widerständen ist feministische Forschung konfrontiert?

Diesem Themenspektrum widmen wir uns in dieser Ausgabe des FemInfo. Ruth Ammann etwa gibt uns mit einem Text zu ihrer Dissertation Einblick in das Leben, Wirken und Denken von Dora Staudinger, die bereits vor gut hundert Jahren selbstverständlich davon ausging, dass die Arbeit von Frauen «Kern politischer Veränderungen» ist. Auch der Text über Céline Angehrns und Simona Islers historische Analysen der Definitionsprozesse von Arbeit im 20. Jahrhundert bietet uns das Rüstzeug, «um den Status Quo in seiner Selbstverständlichkeit zu hinterfragen; aber auch,

um die damaligen Forderungen und Perspektiven in ihrer Vielfalt für heutige Feminismen anschlussfähig zu machen.»

Mit dem Beitrag von Susanne Nef und Rebekka Jakob richten wir unseren Blick auf eine Metaebene, konkret: auf das Spannungsverhältnis von Parteilichkeit und Objektivität: Was ist macht- und erkenntnis-kritische Reflexion und welche Grundlagen sind nötig, um diesem Anspruch als Forschende gerecht zu werden?

Ebenfalls um übergeordnete Machtkritik geht es im Text von Jovita dos Santos Pinto und Patricia Purtschert. Sie führen uns etwa die koloniale Geschichte der Schweiz vor Augen, entlarven weissen Feminismus als unzulänglich und machen klar: Wir müssen die Geschlechterforschung dekolonisieren: «Ein radikales Projekt mit offenem Verlauf»!

Hilf mit, das FemInfo vor dem Budget-Tod zu retten! Mehr dazu erfährst du auf Seite 43!

TEXTE: MIRJAM AGGELER ◦

Une fois de plus, la crise fait apparaître au grand jour ce qui était déjà là auparavant: la justice sociale, c'est de la musique d'avenir. D'un autre côté, cela nous montre aussi combien la recherche féministe intersektionnelle demeure importante si l'on veut pouvoir réagir de manière critique à de tels défis sociopolitiques. Mais qu'est-ce exactement que la recherche et la science féministes? Que signifie publier des travaux féministes? Et à quelles résistances se heurte la recherche dans ce domaine?

C'est à ce champ thématique que nous consacrons cette édition de FemInfo. Ruth Ammann, par exemple, nous donne avec son texte basé sur sa thèse un aperçu de la vie, de l'œuvre et de la pensée de Dora Staudinger pour qui, il y a déjà une bonne centaine d'années, c'était une évidence que le travail des femmes est le «cœur des changements politiques». Le texte présentant les analyses historiques de Céline Angehrn et Simona Isler sur les processus de définition du travail au 20^{ème} siècle nous fournit également les outils pour «remettre en question l'évidence du

statu quo; mais aussi pour rendre compatibles les exigences et perspectives de cette époque, dans toute leur diversité, avec les féminismes d'aujourd'hui».

Avec la contribution de Susanne Nef et Rebekka Jakob, nous adoptons une perspective méta-analytique sur le sujet en examinant le rapport de tension entre partialité et objectivité: qu'est-ce qu'une réflexion critique sur le pouvoir et la connaissance et quelles bases sont nécessaires, en tant que chercheur-euse, pour satisfaire à cette exigence?

Le texte de Jovita dos Santos Pinto et Patricia Purtschert propose également une méta-analyse de la critique du pouvoir. Elles nous présentent notamment l'histoire coloniale de la Suisse, dénoncent les insuffisances du féminisme blanc et montrent clairement la nécessité de décoloniser les études genre, «projet radical dont le développement reste ouvert».

Aide-nous à sauver FemInfo de la mort budgétaire! Plus d'informations en page 43!

Rückblick Vollversammlung

TEXT: MIRJAM AGGELER UND NINA SEILER

An der FemWiss-Vollversammlung vom 30. September 2020 widmeten wir uns der Frage, wo Synergien zwischen Wissenschaft und Zivilgesellschaft liegen können und welche Desiderate hier bestehen. Zu diesem Zweck luden wir die beiden Expertinnen Susanne Nef, Dozentin und Projektleiterin am Institut für Vielfalt und gesellschaftliche Teilhabe der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW), und Susan A. Peter, Geschäftsleiterin der Stiftung Frauenhaus Zürich und Vorständin der Dachorganisation Frauenhäuser Schweiz und Liechtenstein, zu Inputreferaten sowie zum gemeinsamen Gespräch und Austausch mit den versammelten Vereinsmitgliedern und Gäst*innen ein.

Susanne Nef eröffnete mit ihrem Vortrag unter dem Titel «Deutung der Gewalt und Gewalt der Deutung», der Einblick in ihre forschende Arbeit mit Gewaltbetroffenen bot. Dass sie ihre Forschungsinterviews mit der Fokusgruppe *cis-weiblich, heterosexuell, der mittleren und oberen Mittelschicht angehörig, mit Schweizer oder EU-Staatsbürger*innenschaft* führte,

eröffnete folgende Perspektive: Das (Selbst-)Bild der emanzipierten, starken Frau verunmöglichte den Interviewpartnerinnen das Selbsteingeständnis des Betroffenseins. Die verinnerlichten Klassismen und Rassismen, nach denen «Opfer» häuslicher Gewalt primär aus marginalisierteren sozialen Gruppen stammen, dürften dieses Selbstbild sowohl konstruieren wie auch aufrechterhalten. Der Schritt, sich als Opfer, als Betroffene wahrzunehmen, ist dadurch erschwert. Diese Hürde in der Bewusstwerdung und Überwindung der Gewaltbetroffenheit bezeichnet Nef als «Unverwundbarkeitsillusion».

Susan A. Peter ging im Anschluss ebenfalls auf das gesellschaftliche Verständnis von Gewalt ein. Sie brachte zur Sprache, dass dringend thematisiert werden müsse, was – welche Handlungen, Verhaltensmuster, Dienste, Zugeständnisse – in einer (Liebes-)Beziehung abgedeckt werden solle. Oftmals bestünden nämlich unausgesprochene Ansprüche, deren Nichterfüllung viel mit dem Entstehen von Gewalt-situationen zu tun habe. Diese Ansprüche wiederum

basierten auf gesellschaftlich tradierten Normen und Vorstellungen – etwa auch auf der Vorstellung, als emanzipierte, sozial gut gestellte Frau kein Opfer von häuslicher Gewalt sein zu können. Eine grundsätzliche Dekonstruktion solcher Bilder wäre deshalb dringend nötig. Doch dies, so Peter, werde gesellschaftspolitisch gehemmt – und so patriarchale Strukturen geschützt.

Diesen Missstand benannte auch Susanne Nef. Sie plädierte dafür, dass Forschung politisch, ja sogar wertend sein darf und soll. Der Haken: Ein Projekt, das als «politisch» wahrgenommen werde, finde keine Geldgeber*innen. Dies macht das Projektieren feministischer Forschung zu einer Gratwanderung zwischen Konformismus und finanzieller Zermürbung.

Auf der Metaebene wurde immer wieder deutlich, dass wir die Bilder ändern müssen, die in unseren Köpfen vorherrschen und die dazu führen, dass wir Gewalt dulden oder erst gar nicht als solche wahrnehmen. Dazu braucht es laut Susanne Nef dringend Forschung zur Definition von Gewalt, also zur Frage: Was wird überhaupt als Gewalt wahrgenommen und wie wird sie definiert? Für mehr Bewusstsein in diesem

Bereich plädierte auch Susan A. Peter, die die Sensibilisierung von Öffentlichkeit und Politik als wichtiges Instrument ins Feld führte.

Zusammenfassend können wir festhalten: Wir müssen über Gewalt sprechen. Wir müssen aushandeln, was das Versprechen einer gewaltfreien Gesellschaft genau beinhaltet. Wir müssen die Vorstellungen hinterfragen, welche in uns festschreiben, was Gewalt ist und wer sie erlebt. Und dazu brauchen wir Wissen aus Forschung und Praxis. Der Austausch zwischen den unterschiedlichen Zugängen ermöglicht es, Erfahrungen in beiden Feldern abzugleichen und die jeweils eigenen Begrifflichkeiten, Fragestellungen und Herangehensweisen zu ergänzen und zu justieren. Dieser Austausch ist nicht nur ein Voneinander-Lernen: Beide Bereiche machen auch die politische Dringlichkeit des jeweils anderen deutlich. Dieses durch Synergien gestärkte Erfahrungswissen ermöglicht es, den notwendigen politischen Druck aufzubauen, um an den Grundfesten des Gewalttabus als einem wichtigen Pfeiler des patriarchalen Machtapparats zu rütteln.

Retour sur l'Assemblée générale

TEXTE: MIRJAM AGGELER UND NINA SEILER ◦

Lors de l'Assemblée générale de FemWiss du 30 septembre 2020, nous nous sommes demandé quels sont les lieux de synergie entre la science et la société civile et quels sont les desiderata en la matière. Dans ce but, nous avons invité les expertes Susanne Nef – professeure et cheffe de projet à l'Institut für Vielfalt und gesellschaftliche Teilhabe [Institut pour la diversité et la participation sociale] de la Haute école spécialisée zurichoise (ZHAW) – et Susan A. Peter – directrice de la fondation Frauenhaus Zürich et membre du comité de la Fédération solidarité femmes de Suisse et du Liechtenstein – à faire une présentation pour initier les discussions et les échanges avec les membres de l'association et les invité-e-s*.

Susanne Nef a débuté par une conférence intitulée « Interprétation de la violence et violence de l'interprétation », donnant un aperçu de son travail de recherche avec les personnes concernées par la violence. Le fait qu'elle ait mené ses entretiens de recherche avec un groupe de femmes *cis-genre, hétérosexuelles, issues des classes moyennes et*

moyennes supérieures, ayant la citoyenneté suisse ou européenne, a mis en lumière l'aspect suivant: leur (propre) image de femme émancipée et forte empêchait les interviewées de s'avouer concernées par le sujet. L'intériorisation du classisme et du racisme, selon lesquels les « victimes » de violence domestique proviendraient principalement de groupes sociaux plus marginalisés, permet aussi bien de construire que de maintenir cette image de soi. Se percevoir comme une victime, une personne concernée, devient ainsi plus difficile. Nef décrit cet obstacle à la prise de conscience et à son dépassement comme une « illusion d'invulnérabilité ».

Susan A. Peter s'est ensuite penchée sur la compréhension sociale de la violence. Elle a souligné qu'il était urgent de thématiser ce qui devrait faire partie d'une relation (d'amour): quels actes, schémas comportementaux, services, concessions. Souvent en effet l'émergence de situations violentes est en lien avec des attentes non exprimées et qui ne sont pas comblées. Ces dernières sont à leur tour fondées sur

des normes et des représentations transmises par la société, et aussi sur l'idée qu'une femme émancipée et socialement privilégiée ne peut être victime de violence domestique. Déconstruire de telles images est donc de toute urgence nécessaire. Selon Peter, cette démarche rencontre des obstacles au niveau socio-politique, ce qui protège les structures patriarcales.

Ce problème a également été pointé par Susanne Nef. Celle-ci soutient que la recherche peut et doit être politique, voire même évaluative. Le hic: un projet perçu comme « politique » ne trouve pas de financements. Cela condamne les projets de recherche féministe à trouver un équilibre fragile entre conformisme et manque de fonds.

Au niveau méta-analytique, il est apparu à maintes reprises que nous devons changer les images qui prévalent dans nos esprits et qui nous amènent à tolérer la violence, ou même à ne pas la percevoir comme telle. Selon Susanne Nef, il est urgent de mener des recherches sur la définition de celle-ci, c'est-à-dire sur ce qui est réellement perçu comme violence et sur la manière dont on la définit. Susan A. Peter a également plaidé pour une meilleure conscientisation

dans ce domaine, soulignant que la sensibilisation du public et des politiques est un instrument important.

Pour résumer, on peut faire le constat suivant: nous devons parler de la violence. Nous devons négocier ce que contient exactement la promesse d'une société non violente. Nous devons interroger les représentations qui nous dictent ce qu'est la violence et qui en fait l'expérience. Pour ce faire, nous avons besoin de connaissances issues de la recherche et de la pratique. L'échange entre les différentes approches permet de comparer les expériences de ces deux champs ainsi que de compléter et d'ajuster leurs concepts, leurs questions et leurs méthodes. L'enjeu n'est pas seulement d'apprendre de l'autre champ: chacun des deux domaines fait également ressortir l'urgence politique de l'autre. Cette connaissance issue de l'expérience et renforcée par les synergies permet d'instaurer la pression politique nécessaire pour ébranler les fondements du tabou autour de la violence en tant que pilier important de l'appareil de pouvoir patriarcal.

Dora Staudinger (1886-1964) und die Genossenschaft

TEXT: RUTH AMMANN

Der vorliegende Text ist die überarbeitete Version des Vortrags, den Ruth Ammann an der Vernissage anlässlich der Publikation ihrer Dissertation «Berufung zum Engagement? Die Genossenschafterin und religiöse Sozialistin Dora Staudinger (1886-1964)» am 15. Oktober 2020 in Zürich hielt.

Versetze dich mental in eine Wohnung, am besten in eine Küche, und stelle dir die Menschen um dich vor, mit denen du zusammenlebst oder zusammengelebt hast. Stell dir vor, was du und die Menschen um dich herum tun. Wahrscheinlich wird es in deiner Vorstellung Unterschiede geben, je nachdem, ob du eine Frau oder ein Mann bist.

Mindestens statistisch gesehen gibt es grosse Unterschiede. Frauen in der Schweiz verbringen heute über 80% ihrer Lebensarbeitszeit in Berufen und Tätigkeiten, die, bezahlt oder unbezahlt, mit Wohnen, Einkaufen, Kochen, Putzen, Pflege, Versorgung und Fürsorge von Menschen zu tun haben: mit Care-Arbeit.¹

Es ist die Arbeit, auf die wir alle – jung, alt, gesund oder krank – angewiesen sind und die ein gutes Leben für alle gewährleistet. Trotzdem ist diese Arbeit in aller Regel schlecht oder gar nicht bezahlt. Die Frauen in der Schweiz verdienen deswegen jedes Jahr 100 Milliarden Franken weniger als die Männer, obwohl sie gleich viele Stunden arbeiten.

Was hat das mit Dora Staudinger zu tun?

Dora Staudinger hat sich in den 1910er- und 1920er-Jahren mit genau dieser Arbeit und ihrem Wert beschäftigt, und zwar auf vielfältige Weise:

- Als Genossenschafterin gründete sie 1913 die erste reine Frauengruppe innerhalb einer Konsumgenossenschaft in der Schweiz und schuf damit ein Forum für Frauen.
- Als Mitglied im Vorstand der Allgemeinen Bauerngenossenschaft Zürich (ABZ) setzte sie sich für helle Wohnküchen ein, in denen die Frauen arbeiten und die Kinder spielen konnten.

¹ Madörin, Mascha: Zählen, was zählt. Sorge- und Versorgungswirtschaft als Teil der Gesamtwirtschaft. In: Knobloch, Ulrike (Hg.): Ökonomie des Versorgens. Feministisch-kritische Wirtschaftstheorien im deutschsprachigen Raum. Basel, 2019. Tab. 3, S. 109-110, zitiert nach Peter, Anja: Wo bleiben die Hilfspakete für Care-Arbeit? In: SozialAktuell, Fachzeitschrift für Soziale Arbeit. Juni 2020, S. 27-29.

- Als Expertin in Wohnbaukommissionen der Stadt Zürich forderte sie den Bau von Ein- und Mehrfamilienhäusern mit Gärten, die trotzdem günstig gebaut werden sollten.
- Als religiöse Sozialistin und Erwachsenenbildnerin rief sie verschiedene Gruppen ins Leben, in denen sich Mieterinnen und Mieter, Genossenschafterinnen, Konsumentinnen und Verkäuferinnen trafen, austauschten und organisierten.
- Und als Fürsorgerin des *Vereins für Mütter- und Säuglingsheim* begleitete sie unverheiratete und arme Schwangere und Mütter, half ihnen bei der Wohnungs- und Arbeitssuche und versuchte, sie vor fürsorgerischen Zwangsmassnahmen wie Sterilisationen, administrativen Versorgungen und Kindswegnahmen zu bewahren.

davon aus, dass es die Frauen waren, die eine Organisation mit Leben, ein Haus mit Gastfreundlichkeit, eine Familie mit Liebe und eine Nachbarschaft mit Zusammenhalt erfüllten. Was sich liest, als wollte sie Frauen auf eine ihnen zugewiesene Rolle festschreiben, musste ich zunächst als mir heute fremd akzeptieren, um in einer vertieften Auseinandersetzung festzustellen: Dora Staudinger sprach von keinem «Wesen» der Frau, sondern von deren Arbeit und damit von einem spezifischen sozialen, wirtschaftlichen und politischen Beitrag der Frauen. Ohne ihn gibt es keine soziale Bewegung, keine Revolution und keine nachhaltige gesellschaftliche Veränderung.

An drei biografischen Momenten möchte ich meine Lesart verständlich machen:

1. Die Tochter der Pfarrfrau

Dora Staudinger wurde 1886 als jüngstes von sechs Kindern in die Pfarrfamilie Förster geboren und wuchs im deutschen Halle an der Saale auf. Auf dem Bild ist sie ganz rechts als etwa Zweijährige neben dem Vater zu sehen. Das Zentrum oder, wie ihre älteste Schwester Else (die 3. von rechts) sie nannte, die «Sonne»



Die Pfarrfamilie Förster mit sechs Kindern, o.O. um 1888, Privatarchiv Markus und Margaretha Lezzi.

der Familie war Mina Förster, die Mutter und Pfarrfrau. Im Bild, das diese Familie inszeniert, sehen wir diese Mutter als 3. von links, tatsächlich zentral, den Blick unverwandt in die Kamera gerichtet. An der Seite ihres Mannes führte Mina Förster das Pfarrhaus, leitete die Dienstboten an, beherbergte die Vikare und empfing Besuch, war aber auch Anlaufstelle für Notleidende und Hilfesuchende. Als Pfarrfrau verband sich ihre Mütterlichkeit in der einzigen für Frauen zugänglichen Stelle innerhalb der protestantischen

Kirche zu einem Beruf. Eine Trennung zwischen «öffentlich» und «privat», wie sie in anderen bürgerlichen Familien der Zeit durchgesetzt wurde, gab es in der Pfarrfamilie nicht: Die Familie war Vorbild und Teil der Gemeinde und das Haus immer auch öffentlich. Von dieser Mutter, der Pfarrfrau, hatte Dora Staudinger die Selbstverständlichkeit, *als Frau* «in der Welt tätig sein zu wollen».

2. Die Ehefrau des Naturwissenschaftlers

Mit 20 Jahren heiratete sie den Biologen und Chemiker Hermann Staudinger, der seinerseits aus einer sozialdemokratischen Familie stammte. Sein Vater, Gymnasiallehrer, Philosoph, Grossmeister einer Geheimloge, Sozialist und Genossenschafter, war hier das Oberhaupt der Familie. Bei Staudingers kam Dora mit der Frauen- und der Genossenschaftsbewegung in Berührung sowie mit dem Postulat der Gleichstellung: Frauen sollten sich in wissenschaftlichen und politischen Belangen bilden und sich an den politischen Diskussionen im Familien- und Freundeskreis – dem Herzstück der Familie Staudinger – beteiligen. Dieses Bildungsversprechen nahm Dora gern an.

Ruth Ammann ist Historikerin, Feministin und Mutter von zwei Kindern. Sie forschte zur Geschichte der Frauenbewegungen und des intervenierenden Sozialstaates und lebt seit zwei Jahren mit ihrer Familie in Norwegen. Ende März erschien ihre Dissertation über die politische Aktivistin Dora Staudinger beim Schwabe Verlag Basel.

Gleichzeitig wurde sie in ihrer Ehe erstmals damit konfrontiert, dass ihre politische Bildung und Arbeit neben und nach der Haus- und Familienarbeit und der Mitarbeit an der Karriere ihres Mannes zu erfolgen hatte – wenn dazu Zeit blieb. Statt mit all ihrem Tun «gestaltend tätig zu sein», wie ihre Mutter, die Pfarrfrau, sammelte sie als Ehefrau eines aufstrebenden Akademikers plötzlich «Zeitbröckelchen», wie sie in ihrem Tagebuch schreibt, um daraus einen eigenen Arbeitsbereich, politische Beziehungen und ein Netzwerk zu schaffen. Und dies zunehmend auf Kosten und damit zum Missfallen ihres Mannes.

Während Frauen in ihrer religiös geprägten Herkunftsfamilie nicht gleichberechtigt waren, wurde ihnen ein eigener Wirkungskreis als Frauen zugewiesen – aber auch zugestanden. Umgekehrt erlebte Dora in der sozialdemokratischen Familie ihres Mannes erstmals das, was wir heute als Vereinbarkeitsproblem bezeichnen: Sie sollte politisch aktiv sein, doch verfügte sie nicht über die Voraussetzungen, dies tun zu können: Familien- und Ehearbeit sowie das Führen eines Hauswesens blieben ihr Aufgabenbereich, der aber, anders als bei ihrer Mutter, plötzlich Zeit stahl

und an gesellschaftlicher Anerkennung verlor: Er wurde privatisiert und unsichtbar gemacht.

3. Die feministische Intellektuelle

Dora Staudinger begann um 1910, nachdem sie ihr zweites Kind geboren hatte, Vorträge über die genossenschaftliche Organisation in der Deutschen Frauenbewegung zu halten. Hier fand sie ein intellektuelles Umfeld, in dem sie ihrer Sehnsucht nach einem eigenen Tätigkeitsbereich und nach vielfältigen Beziehungen und Freundschaften neben der Ehe nachgehen konnte.

Ein Begriff sollte dabei für ihr politisches Tun besonders wichtig werden: «geistige Mütterlichkeit». Er bezeichnete, unabhängig von einer leiblichen Mutterschaft, eine Haltung sorgender Liebe gegenüber bedürftigen Menschen. Diese «Liebe» bezog sich auf die Liebe zu den Menschen generell oder auch auf die Liebe zu einem Freund, einer Freundin, und war nicht an ein sexuelles Begehren gebunden. Mit solchen Begriffen wurden spezifisch weibliche Qualitäten benannt, dank derer Frauen – vorausgesetzt, sie bildeten ihre Anlagen entsprechend aus – die Welt

wahrnehmen und gestalten sollten. Diese Qualitäten als geistige Mütter legitimierten ihren Anspruch, sich politisch, sozial, künstlerisch, wissenschaftlich und rechtlich in die Verhältnisse einzumischen und ihre Rechte einzufordern.

Genossenschaftsbewegung als Frauenbewegung

«Ja, es wäre eine verhängnisvolle Bescheidenheit, wollten die Frauen nicht endlich damit beginnen, ihren eignen Masstab zu finden und anzulegen, nach ihm das wirtschaftliche und soziale Leben zu beurteilen und zu ändern.» Dieser Satz, den Dora Staudinger 1918 in ihrem Vortrag am Kongress für Völkerverständigung in Bern aussprach, bündelt das bisher Gesagte. Und er beschreibt, warum ausgerechnet die Genossenschaftsbewegung, also die Bewegung der Selbsthilfe von Arbeiterinnen und Arbeitern für den Bezug von Waren des täglichen Bedarfs und für ihr Recht auf Wohnen, für Dora Staudinger in dieser Zeit so wichtig war. Aufgrund ihres religiösen Hintergrundes, ihrer Leidenschaft und Solidarität für die Arbeiterinnenbewegung und dank ihrer intellektuellen Bildung in der Frauenbewegung, musste für sie die

Genossenschaftsbewegung eine Frauenbewegung sein. Die Arbeit als Mütter, als Wohnende, als Einkaufende musste der genossenschaftlichen Wirtschaftsanalyse zugrunde liegen, hier sollten Frauen aktiv werden und ihr Wissen, ihren Masstab einbringen: Wie mussten Küchen aussehen? Welchen Standard sollten Wohnungen haben? Wie war der Einkauf zu organisieren? Wie entstand Zusammenhalt innerhalb der Nachbarschaft? Wer sollte besonderes Anrecht auf eine genossenschaftliche Wohnung haben? Welche Ziele hatten Genossenschaften über die Selbsthilfe hinaus? Wie konnten Mieterinnen und Mieter aktive Genossenschaftsmitglieder werden? Und wie wurden ihre Anliegen in der Genossenschaft gehört? Dora Staudinger ging selbstverständlich davon aus, dass die Arbeit der Frauen jener der Männer ebenbürtig war und dass diese Arbeit Kern politischer Veränderungen und Grundlage politischer Rechte für Frauen sein musste. Heute wissen wir dank der unfassbar grossen Zahl von 100 Milliarden Franken, was uns jährlich noch fehlt. Bleiben wir also dran, unseren eigenen Masstab zu finden und anzulegen.

Ein andauernder Prozess

TEXT: MIRJAM AGGELER

Simona Isler: *Politiken der Arbeit. Perspektiven der Frauenbewegung um 1900.* Schwabe Verlag, Basel 2019. **Céline Angehrn:** *Arbeit am Beruf. Feminismus und Berufsberatung im 20. Jahrhundert.* Schwabe Verlag, Basel 2019.

Die vorliegende Rezension wurde erstmals in *Widerspruch. Beiträge zu sozialistischer Politik* (2020 / 75) publiziert. Wir danken für die Genehmigung des Wiederabdrucks.

Arbeit ist nicht gleich Arbeit, und nicht einmal alle Arbeit gilt als Arbeit. Dass es sich bei dieser strukturellen Unhaltbarkeit weder um einen historischen Überhang noch um einen abgeschlossenen Prozess handelt, beleuchten die Dissertationen von Céline Angehrn und Simona Isler. Entstanden sind die beiden historischen Analysen im Rahmen des von 2012 bis 2015 an der Universität Basel angesiedelten SNF-Projekts (Schweizerischer Nationalfonds) «Differenzierungsarbeit. Aushandlungen von Arbeitskonzepten in Berufsberatung und Frauenbewegung (Schweiz, 20. Jahrhundert)».

Die Arbeiten zeichnen die Entwicklung der Konzeption von Arbeit im 20. Jahrhundert zwar mit unterschiedlichem thematischem Fokus nach, teilen aber theoretische Ansätze und methodische Vorgehensweisen. Beide arbeiten mit einem Feminismusbegriff, der grundsätzlich alles Handeln und Denken einschliesst, welches die Situation von Frauen verbessern will; und beide arbeiten mit der Methode der kontrastierenden Symmetrie. Das heisst, die jeweiligen Politiken werden in ihren jeweiligen historischen Kontexten zugänglich gemacht und ausschliesslich mit zeitgenössischen Gegenpositionen konfrontiert, ohne sie mit heutigen Deutungsschemata zu interpretieren: «Zeitnähere Feminismen werden nicht als per se «weiter entwickelt» oder fortschrittlicher verstanden» (Angehrn, S. 23). Dadurch gelingt es den beiden Autorinnen, die heutigen «Arenen von Gleichstellungsbemühungen» (Isler, S. 17) als Resultat einer linearen Erfolgsgeschichte feministischer Kämpfe infrage zu stellen.

Simona Isler lässt in *Politiken der Arbeit – Perspektiven der Frauenbewegung um 1900* drei nationale

Mirjam Aggeler, 1986 geboren, absolvierte eine Berufslehre als Bauspenglerin, studierte Design (BA) an der Zürcher Hochschule der Künste und anschliessend Literarisches Schreiben (MA) an der Hochschule der Künste Bern. Seit 2016 leitet sie die Geschäftsstelle des Vereins Feministische Wissenschaft Schweiz.

Dachverbände zu Wort kommen: Den Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenverein (SGF), den Bund Schweizerischer Frauenvereine (BSF) sowie den Schweizerischen Arbeiterinnenverband (SAV). So unterschiedlich die Perspektiven dieser drei Vereine auch waren, hatten sie doch auch gemeinsame Nenner: Sie alle sahen die fortgeschrittene Industrialisierung als Ursprung der gesellschaftlichen Neuordnung, auf welche sie reagieren mussten.

Für den BSF war etwa klar, dass die industrielle Güterproduktion die Frauen ihrer Arbeit im Haus entledigt hatte. Denn was zuvor im Haushalt hergestellt wurde, konnte plötzlich billiger und besser in der Fabrik hergestellt werden. Das Haus hatte seine Legitimität als Arbeitsplatz eingebüsst und war zu einer Sphäre jenseits des gesellschaftlichen Lebens geworden. Deshalb mussten die Frauen «das Haus und die Arbeit darin verlassen, um neuerdings in der Welt tätig zu sein, wo sie Lohn, Bildung und Rechte einforderten» (S. 37). Während Hausarbeit neu organisiert werden musste – die Ideen reichten von genossenschaftlicher Organisation bis zur Entlohnung –, erwuchs aus der neuerlichen Erwerbstätigkeit der Frauen ausserdem ein Rechtsanspruch.

Ganz anders sah dies aus der Perspektive des SGF aus. Die Industrie hatte das Haus nicht in eine private Sphäre als Gegenstück zu Arbeitswelt und Politik verwandelt, nein: «Das Häusliche hatte sich in die Welt ausgebreitet und war neuerdings nicht mehr nur innerhalb des konkreten Hauses gefragt, sondern überall da, wo Menschen lebten und arbeiteten» (S. 233). Um diesem Anspruch gerecht zu werden, mussten Frauen ausgebildet und erzogen werden. In logischer Konsequenz galt es, Haus- und Erziehungsarbeit als Beruf anzuerkennen. Und ebenso klar war, dass häusliche, sorgende und liebende Arbeit in allen Lebensbereichen, also auch in der Berufswelt, eine wichtige Qualifikation war.

Während sowohl SGF wie auch BSF die neue industrialisierte Arbeitsordnung für ihre Politiken nutzen konnten, sahen die Vertreterinnen des SAV in der aktuellen Situation kein Verbesserungspotenzial. Ihre Lebensrealität bestand aus Armut, auszehrender und gesundheitsschädigender Arbeit in der Fabrik inklusive Haus- und Familienarbeit, für die sie fast keine Zeit fanden. Aus ihrer Sicht musste der Kapitalismus überwunden, die Gesellschaft sozialistisch organisiert

werden: «Die Trennlinie verlief nicht zwischen Haus und Fabrik, beziehungsweise zwischen der Arbeit im eigenen und derjenigen im fremden Haushalt, sondern zwischen Klassen – aber auch zwischen den Geschlechtern» (S. 56). So war für die Arbeiter*innen die Forderung des BSF nach Egalität im Gesetz nicht nachvollziehbar. Sie brauchten «Sonderschutzgesetze», denn sie waren innerhalb der ausgebeuteten Klasse eine Klasse für sich. Ihr Zugang zu Zeit, Geld und Gesundheit war besonders prekär: Diesem Umstand musste Rechnung getragen werden.

Die unterschiedlichen feministischen Forderungen der drei Dachverbände ergaben sich aus den unterschiedlichen Arbeits- und Lebensrealitäten, denn: «Die von den gemeinnützigen Frauen politisierte hauswirtschaftliche Arbeit war nicht identisch mit der Hausarbeit, die vergesellschaftlicht oder bezahlt werden sollte. Die für die Frauen des BSF befreiende Berufsarbeit war etwas anderes als die erdrückende Lohnarbeit von Arbeiterinnen» (S. 243). Während all diese Politiken als gemeinsamen Aushandlungs- und Streitpunkt die Arbeit, ihre Definition, ihre Wertigkeit und ihre Verteilung hatten, fokussieren

heutige gleichstellungspolitische Diskurse oftmals einzig auf die Erwerbsarbeit. So plädiert Isler in ihren Schlussbetrachtungen denn auch für eine Repolitisierung des Arbeitsbegriffs und kritisiert Gleichstellungsbemühungen, die sich in der «Angleichung der weiblichen Arbeitsbiografien an diejenigen der Männer» erschöpfen (S. 247).

Céline Angehrns Dissertation *Arbeit am Beruf – Feminismus und Berufsberatung im 20. Jahrhundert* knüpft an diesem Kritikpunkt an, indem sie die Politisierung von Arbeit untersucht, «wie sie sich in den unterschiedlichen Politiken der Zentralstelle für Frauenberufe in den 1920er-Jahren, der Akademischen Berufsberatung in der Mitte des 20. Jahrhunderts und der gleichstellungsorientierten Berufsberatung seit den 1980er-Jahren manifestierte» (S. 282). Mit Blick auf diese drei historischen Momente, zeichnet Angehrn eine Entwicklung nach, die zu unserer heutigen Arbeitsorganisation in zwei geteilten Sphären – der Erwerbs- und der unbezahlten Hausarbeit – geführt hat und den Fokus heutiger Gleichstellungspolitik bestimmt.

Angehrn macht sichtbar, dass und *inwiefern* die Organisation von Arbeit in den 1920er-Jahren noch ein

offenes und kontroverses Verhandlungsgebiet war. Die 1923 gegründete Zentralstelle für Frauenberufe prägte die Debatte massgeblich mit. Sie legte dabei nicht nur fest, welche von Frauen ausgeübten Tätigkeiten als Beruf qualifizierten, sondern auch, wie solche Qualifikation über Ausbildung erreicht werden konnte. Darin forderte die Zentralstelle für Frauenberufe sowohl einen Berufsbegriff, der «neben bezahlter Arbeit auch die unbezahlte Hausarbeit von Ehefrauen umfasste», wie auch Zugang zu erwerbsbefähigenden Ausbildungen für die Bürgertöchter, womit sie deren Ausschluss aus der Berufsgesellschaft problematisierte – wiederum unter Ausschluss der Fabrikarbeiterinnen, welche sich nicht in ihr Bild von Frauenberufen integrieren liessen (S. 112).

Am Beispiel von Martha Bieder, der ersten akademischen Berufsberaterin der Schweiz, die ihre Stelle zwischen 1931 und 1960 in Basel besetzte, zeigt Angehrn auf, wie die Institutionalisierung der berufsberaterischen Tätigkeit es ermöglichte, eine Expertise bezüglich Frauenberufen zu behaupten. Dabei war Bieders Definition der «gehobenen Frauenberufe», für die sie sich starkmachte, weit breiter gefasst, als

der Begriff vermuten lässt: Insbesondere pflegerische, soziale und pädagogische Berufe standen bei ihr hoch im Kurs; waren es schliesslich jene Arbeiten, die für das Funktionieren der Gesellschaft von höchster Relevanz waren. Komplementiert wird dieses Engagement mit Bieders Zeitgenossin Iris von Roten. Ihr zufolge «würde allen Frauen unter den bestehenden Verhältnissen, auch den gut ausgebildeten, Subjektwerdung, Entfaltung und Einflussnahme qua Beruf verunmöglicht» (S. 192).

Der Blick auf die Zeit zwischen 1980 und 1995 ermöglicht es schliesslich, «das Zusammentreffen der institutionalisierten feministischen Politik, welche mit dem Gleichstellungsartikel von 1981, dem revidierten Eherecht von 1988 und der Einrichtung von Gleichstellungsfachstellen in den 1980er-Jahren wichtige Erfolge erzielte, mit einer aktivierenden neoliberalen Arbeitsmarktpolitik» als ein Zusammenspiel zweier historischer Momente zu erfassen (S. 196).

In diesem Zeitraum setzte sich nicht nur der Beruf als wichtigster Parameter für gleichstellungspolitische Bemühungen durch, es wurde im Rahmen der Problematisierung von Geschlechterrollen auch

festgeschrieben, wessen «Rolle» ausgedient hatte: Mädchen und Frauen mussten ihr «geschlechtstypisches» Verhalten hinterfragen und ablegen. So hiess es in einer Studie der Eidgenössischen Kommission für Frauenfragen im Jahr 1979 beispielsweise: «Unser Bericht beschreibt die Situation der Frau, indem er Mass nimmt an derjenigen des Mannes» (S. 207).

Dass die Forderung nach ökonomischer Unabhängigkeit aus feministischen Bewegungen der 1970er-Jahre nur in stark reduzierten und markttauglichen Versionen Eingang in die institutionalisierten Gleichstellungskonzepte fand, macht Angehrn etwa am Beispiel von Alice Schwarzers Buch *Frauenarbeit – Frauenbefreiung* (1973) deutlich, denn: «Die angestrebte «revolutionierende Veränderung» war in Schwarzers Perspektive an gesamtgesellschaftliche, über eine verstärkte Berufstätigkeit von Frauen hinausgehende Veränderungen gebunden» (S. 264). An kollektive Haus- und Erziehungsarbeit oder generelle Reduktion der Lohnarbeitszeit beispielsweise. Diese massive Verkürzung der Gleichstellungskonzepte bringt Angehrn mit den Worten der Soziologin Ulrike Prokop auf den Punkt: «Das pragmatisch Machbare [...] wird

formelhaft zusammengefasst, wobei die emanzipatorische Legitimation darin besteht, im Rahmen der institutionalisierten Zielvorgaben jeweils quantitativ «mehr» zu fordern; mehr Frauen in leitende Positionen etc.» (S. 267f).

Simona Isler und Céline Angehrn leisten mit ihren Dissertationen einen wichtigen Beitrag zur Feminismus- und Geschlechtergeschichte. Darüber hinaus ermöglichen es beide Arbeiten, die Konzeption von Arbeit als immer noch andauernden Aushandlungsprozess zu verstehen. Mehr noch: als Prozess, der auch in Reaktion – nicht als logische Konsequenz einer historischen Entwicklung – auf feministische Forderungen zu lesen ist. Insofern eignen sich diese beiden Analysen feministischer Politiken des 20. Jahrhunderts hervorragend, um den Status quo in seiner Selbstverständlichkeit zu hinterfragen; aber auch, um die damaligen Forderungen und Perspektiven in ihrer Vielfalt für heutige Feminismen anschlussfähig zu machen.

Macht- und Erkenntniskritik in der Forschung

TEXT: SUSANNE NEF UND REBEKKA JAKOB

Feministische Forschung kritisiert die bestehenden Macht- und Herrschaftsverhältnisse. Dies in der Gesellschaft und in der Politik wie auch in der Wissenschaft. Bei Letzterer kritisiert sie die gängige Wissenschaftstheorie insbesondere bezogen auf die Postulate der Objektivität und Universalität.¹ Denn feministische Forschung verfolgt in der Regel einen politisch-emanzipatorischen Anspruch. So fordert beispielweise Donna Harraway², dass feministische Forschung die Perspektive der Unterdrückten und Benachteiligten einnehmen solle. Damit bewegt sie sich allerdings oftmals in einem Spannungsverhältnis von Wissenschaft und Politik und innerhalb des Feldes der Wissenschaften von Parteilichkeit und Objektivität.³

Bereits in den 1980er-Jahren formulierte Maria Mies⁴ Schlüsselkategorien für eine fundierte Auseinandersetzung mit feministischer Forschung und den Untersuchungsfeldern für die empirische Forschung. Sie stellte dabei insbesondere «Parteilichkeit», «Betroffenheit» und «Selbstreflexion» zentral. Die Relevanz dieser Auseinandersetzung und inwiefern diese

auch untersuchungs- und erkenntnisleitend sein kann, wird in diesem Beitrag anhand des Fallbeispiels einer explorativen Studie dargelegt.

Kontext der Reflexion

Im Rahmen einer Masterthesis in Sozialer Arbeit wurde die Situation von asylsuchenden LGBTI-Personen⁵ in der Schweiz untersucht mit dem Ziel, dieses bisher nicht erforschte Feld zu explorieren und aus intersektionaler Perspektive zu analysieren. Im vorliegenden Beitrag werden verschiedene Herausforderungen des Forschungsprozesses beleuchtet, wobei auf die Darstellung und Erläuterung der Untersuchungsergebnisse verzichtet wird. Es sollen lediglich die Ausgangslage und das methodische Vorgehen kurz umrissen werden, um den Kontext der Reflexion zu verdeutlichen.

Hintergründe zur Studie

Zum Thema Menschen, die aufgrund ihrer sexuellen Orientierung oder ihrer Geschlechtsidentität in

Susanne Nef ist promovierte Sozialwissenschaftlerin. Sie forscht und lehrt als Dozentin am Institut für Vielfalt und gesellschaftliche Teilhabe der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW).

Rebekka Jakob, MSc. Soziale Arbeit, arbeitet seit 2003 als dipl. Sozialarbeiterin FH im Bereich Kinder- und Jugendhilfe im Raum Zürich. Sie hat ihre Masterthesis (2020) zur Situation von asylsuchenden LGBTI-Personen in der Schweiz geschrieben.

der Schweiz ein Asylgesuch stellen, besteht eine Diskussions- und Forschungslücke. Wenngleich das Schweizer Asylgesetz die sexuelle Orientierung oder die Geschlechtsidentität nicht explizit als Asylgrund aufführt, können LGBTI in der Schweiz Asyl erhalten, sofern sie in ihrem Heimatland wegen ihrer sexuellen Orientierung oder Geschlechtsidentität verfolgt werden. Voraussetzung dafür sind grundlegende Menschenrechtsverletzungen. Nach Ermessen in der Praxis ist dies etwa durch Freiheitsstrafen gegeben. Folglich sind die sexuelle Orientierung oder die Geschlechtsidentität in der Schweiz kein akzeptierter Fluchtgrund. Jedoch wird je nach Situation auf Gesuche eingetreten.

Zur Situation von asylsuchenden LGBTI in der Schweiz ist kaum etwas bekannt. In der Praxis sind es fast ausschliesslich die NGOs Queeramnesty und Transgender Network Switzerland, die sich mit dem Thema und den Anliegen der Betroffenen befassen. Diese NGOs werden auch von den staatlichen Institutionen als Fachberatung genutzt.⁵

Das methodische Vorgehen bestand aus einer qualitativen Untersuchung, in deren Rahmen leitfadenge-

stützte Interviews geführt und auf der Grundlage der Methoden der konstruktivistischen Grounded-Theory-Methodologie nach Kathy Charmaz ausgewertet wurden. Bei den Forschungsteilnehmer*innen handelte es sich um vier asylsuchende LGBTI-Personen und sieben Fachpersonen aus dem institutionellen Asylbereich sowie den beiden genannten NGOs. In der Analyse und Interpretation wurde im Sinne sensibilisierender Konzepte insbesondere jenes der Intersektionalität als theoretischer Bezug genutzt, in Verbindung mit Queer-Theorien. Sensibilisierende Konzepte haben den Zweck, bei Analyse und Interpretation der Daten Beziehungen zwischen der Mikro- und der Makroebene herzustellen und das Subjektive mit dem Sozialen zu verbinden.⁶ Das Konzept der Intersektionalität dient dazu, die komplexen Diskriminierungserfahrungen von Menschen zu erfassen, die am Schnittpunkt von Geschlecht, *race*, Ethnizität, Klasse, Sexualität und anderen sozialen Machtstrukturen mehrfach marginalisiert werden.⁷

Der Arbeitsprozess war intensiv geprägt von unterschiedlichen Herausforderungen in der (Selbst-) Reflexion und daraus entstehenden Dilemmata. Ein

- 1 Ladner, Gertraud: Feministische Forschung und Geschlechterforschung. Eine Einführung in Begriffe und Perspektiven. In: Zeitschrift für katholische Theologie. 136 / 2014, S. 210-219.
- 2 Haraway, Donna: Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive. In: Sabine Hark (Hg.): Dis/Kontinuitäten: feministische Theorie. Opladen, 2001, S. 281-298.
- 3 Althoff, Martina; Apel, Magdalena; Bereswill, Mechthild; Grulich, Julia; Riegraf, Birgit: Feministische Forschung zwischen Wissenschaftskritik, politischen Ansprüchen und methodologischen Orientierungen. In: Feministische Methodologien und Methoden. Traditionen, Konzepte, Erörterungen. 2., erweiterte und aktualisierte Auflage. Wiesbaden, 2017, S. 7-131.
- 4 Mies, Maria: Methodische Postulate zur Frauenforschung – dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 7. 1984/11, S. 7-25.
- 5 Akronym für Lesbian, Gay, Bisexual, Transgender und Inter.

solches stellte ganz grundsätzlich die Tatsache dar, dass das Projekt zwar das Forschungsthema im Fokus hatte, aber ebenso eine Qualifikationsarbeit war, die den Erwerb eines akademischen Diploms für die Forschende ermöglichte. Das Privileg, studieren zu können, ist als solches bereits gross. Hinzu kommen noch die Privilegien, eine weisse, cis-weiblich identifizierte Schweizer Bürgerin zu sein, die verheiratet ist, zwei Kinder hat und deshalb unhinterfragt als heterosexuell gelesen wird.

Die Machtasymmetrie, die daraus gegenüber jenen Forschungsteilnehmer*innen entsteht, denen jegliche Sicherheit fehlt, die diese genannten Privilegien mit sich bringen, lässt sich nicht auflösen. Umso mehr sollte sie stets gezielt beachtet und sorgfältig reflektiert werden. Dabei ist es besonders wichtig, zu fragen, wie die Interviewpartner*innen zu Subjekten der Forschung werden können und wie ungeachtet

oder gar trotz der formalen Anforderungen der Hochschule ein emanzipatorischer Anspruch verfolgt werden kann.

Denn mit den Vorgaben an Objektivität und Neutralität wird in der klassischen (vor allem quantitativen) Sozialforschung häufig der wissenschaftspolitische Anspruch erhoben, dass Wissen mit einer persönlichen Distanz produziert werden solle.⁸ Eine solche Distanz zu wahren, erwies sich als grosse Herausforderung. Vom ersten Kontakt mit den asylsuchenden Personen bei der Suche nach Terminen für die Interviews über das Durchführen der Gespräche, das Transkribieren und Auswerten wurde grosser Respekt für die Offenheit und das Vertrauen der Personen empfunden sowie eine entsprechende Dankbarkeit für deren Bereitschaft, sich am Forschungsvorhaben zu beteiligen. Daraus entstand auch ein Gefühl ausgeprägter Verpflichtung, die Erkenntnisse auf eine Weise zu nut-

- 5 Amnesty International, Queeramnesty (Hg.): LGBTI-Menschen auf der Flucht. Lesbische, schwule, bisexuelle, trans und intergeschlechtliche Menschen. Praxisleitfaden für eine auf Integration und Gleichbehandlung ausgerichtete Aufnahme, 2019.
- 6 Charmaz, Kathy: Den Standpunkt verändern. Methoden der konstruktivistischen grounded theory. In: Günther Mey und Katja Mruck (Hg.): Grounded theory reader. Wiesbaden, 2011, S. 181-205.
- 7 Meyer, Katrin: Theorien der Intersektionalität zur Einführung. Hamburg, 2017.
- 8 Çetin, Zülfukar: Forschung mit geflüchteten Queers. Forschungsethische Überlegungen. In: Carolin Küppers (Hg.): Refugees & Queers. Bielefeld, 2019, S. 21-41.
- 9 Erel, Umut; Haritaworn, Jinhana; Encarnación, Gutiérrez Rodríguez; Klesse, Christian: Intersektionalität oder Simultanität?! – Eine Einführung. In: Jutta Hartmann, Christian Klesse, Peter Wagenknecht, Bettina Fritzsche und Kristina Hackmann (Hg.): Heteronormativität. Wiesbaden, 2007, S. 239-250.

zen, die sich für die beteiligten Personen emanzipatorisch auswirkt, und ihnen damit mehr Freiheit und Sicherheit in ihrer Lebenssituation zu ermöglichen.

Um genannten Ansprüchen an eine neutrale und objektive Forschung zu genügen, wurde versucht, gezielt eine innere Distanz herzustellen, um dem Datenmaterial neutral(er) zu begegnen. Dies führte jedoch zu einem inneren Konflikt und einer Lähmung im weiteren Forschungsprozess: Gegenüber sich selbst als Forschender vor dem Hintergrund des emanzipatorischen Anspruchs und vor allem auch gegenüber den Interviewpartner*innen. Es ist unbestritten, dass ein methodisch kontrolliertes Vorgehen für Erkenntnisgewinn nötig ist. Eine emotionale Distanz vorauszusetzen und damit eine Neutralität zu behaupten, scheint aber ebenso problematisch, wie «sich auf die Authentizität ungefilterter Daten zu berufen [...], denn Forschende produzieren ihre Daten mit und die Annahme

einer theoriefreien Datenerhebung und Interpretation tendiert dazu, die dominanten Konstruktionen von Realität zu reproduzieren».⁹ Es gilt, sich diesen Spannungsfeldern zu stellen, statt Neutralität und «Emotionslosigkeit» zu beschwören, die es gar nicht geben kann. Mit dieser neu erworbenen Haltung konnte die Lähmung sukzessive aufgelöst oder zumindest ein Umgang damit gefunden werden.

Ein Plädoyer für Subjektivität

Die genannten Aspekte im Fallbeispiel machen deutlich, dass sich die vermeintlichen Widersprüche Objektivität versus Subjektivität, affektive Nähe versus rationale Distanz, Neutralität versus (politische) Positionierung nicht ausschliessen und dass es vielmehr darum gehen muss, diese angeblichen Widersprüche fruchtbar zu machen für Forschung, Lehre und Praxis. Dabei ist insbesondere bei Studien im Bereich

- 10 Saadat-Lendle, Saideh; Çetin, Zülfukar: Forschung und Soziale Arbeit zu Queer mit Rassismuserfahrungen. In: Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Hg.): Forschung im Queerformat. Bielefeld, 2014, S. 233-250.
 11 Saadat-Lendle, Saideh et al., 2014, S. 233-250.
 12 Althoff et al., 2017, S. 7-131. Uteru egnimis factanum abem omprobunium locus, pubiteris acercere, quem.

marginalisierter Menschen anzustreben, eine enge Zusammenarbeit mit den Forschungsteilnehmer*innen zu ermöglichen – von den Zielformulierungen über die Fragestellungen zu den Analysen der erhobenen Daten –, «um einer Stigmatisierung, Pauschalisierung und Problematisierung der beforschten Gruppe zu entgehen bzw. problematische sozialwissenschaftliche Forschungen zu sogenannten «Minderheiten» zu verhindern».¹⁰

Dieses Beispiel verdeutlicht ferner, wie virulent Fragen zur Bedeutung der körperlich-leiblichen Eingebundenheit von Forschenden in gesellschaftliche Kontexte für die Erkenntnisproduktion und, darüber hinaus, wie unumgänglich Fragen zur Parteinahme und zum Umgang mit Emotionen im Forschungsprozess sind. Dies zeigte sich auch an der beschriebenen Dankbarkeit, die hinsichtlich der Teilnahme an den Interviews empfunden wurde und wobei auch weiter zu reflektieren wäre, wem gegenüber beispielsweise diese Dankbarkeit empfunden wurde und wem gegenüber nicht (was wiederum erkenntnisleitend für die gesellschaftlichen Verhältnisse sein kann). Ausserdem wurde deutlich, wie feministische For-

schung eben nicht die Erforschung von «objektiven» Lebenssituationen, sondern von Erfahrungen und Sichtweisen ist. In diesem Sinne wird feministische Forschung in diesem Beitrag als parteilich gefasst: Sie tritt für die Belange der Benachteiligten ein und verfolgt das Ziel, Menschen als Forschungssubjekte (anstatt Forschungsobjekte) in den Mittelpunkt zu stellen.¹¹

Ein Spannungsverhältnis besteht auch auf der Ebene Forschende–Forschungssubjekte. Denn es begegnen sich in der Regel Menschen aus unterschiedlichen Lebenslagen. Diese Begegnungen können durch ein konflikthafte Verhältnis zwischen Gleichheit und Differenz von Nähe und Distanz geprägt sein.¹² Dies erfordert auch von den Forschenden, anzuerkennen, ein Produkt gesellschaftlicher Verhältnisse zu sein. Und darüber hinaus, zu reflektieren, inwiefern das (eigene oder jeweilige) wissenschaftliche Projekt von standortbedingten Einflüssen abhängig ist.

Im Beispiel wurden diese gesellschaftlichen Verhältnisse u.a. bezogen auf die unterschiedlichen Privilegien deutlich. Dabei wurde das konflikthafte Verhältnis zwischen Nähe und Distanz anschaulich beschrieben:

- 13 Becker-Schmidt, Regina: Probleme einer feministischen Theorie und Empirie in den Sozialwissenschaften. In: Feministische Studien, 1985/4.
 14 Althoff et al., 2017, S. 7-131.
 15 Becker-Schmidt, Regina, 1985/4.

Zentral waren der Umgang mit den eigenen Privilegien und das Ziel, die Interviewpartner*innen zu Subjekten der Forschung zu machen. Dies als Konsequenz des emanzipatorischen Anspruchs des Projektes – wenn auch innerhalb der Strukturen, die sich durch die Vorgaben der Qualifikationsarbeit ergaben. Dies macht deutlich, wie gesellschaftliche und institutionelle Machtverhältnisse die wissenschaftlichen Konzepte und Ziele mitbestimmen können, während sie als Vorgaben der Neutralität und der Objektivität gedeutet werden, und inwiefern diese wiederum mit den Wertvorstellungen und den Erfahrungen der Forschenden im Widerspruch standen.

Diese Spannungsverhältnisse und die Auseinandersetzung mit den Schlüsselkategorien von Maria Mies können Forscher*innen stark beanspruchen oder gar lähmen. Regina Becker-Schmidt¹³ wertet dabei eine intensive und selbstreflexive Auseinandersetzung mit den eigenen Emotionen und deren Stellenwert für den Forschungsprozess einerseits als Mittel, um sich aus dieser möglichen Lähmung zu befreien, und andererseits gar als erkenntnisleitend. Hierbei betont sie insbesondere die Relevanz, das konflikthafte Ver-

hältnis zwischen Gleichheit und Differenz, zwischen Nähe und Distanz zu benennen und zu reflektieren. Mit dem feministischen Postulat der Subjektivität wird es gar unabdingbar, darzulegen und zu reflektieren, inwiefern das wissenschaftliche Projekt von standortbedingten Einflüssen auf die Wissenschaftler*innen abhängig ist. Sei dies bezogen auf Erkenntnisinteresse oder beispielsweise die weitere Verwendung von Forschungsergebnissen. Kurzum: Der subjektive Blick bestimmt jeden Zugang zu wissenschaftlichen Untersuchungsgegenständen und Forschungssubjekten.¹⁴ In Anschluss an Maria Mies und Regina Becker-Schmidt¹⁵ verdeutlicht das Beispiel die Relevanz einer macht- und erkenntniskritischen Reflexion des wissenschaftlichen Feldes und der eigenen Position und Emotionen und deren Unabdingbarkeit für feministische Forschungsprojekte und Forschende.

Ein radikales Projekt mit offenem Verlauf

TEXT: JOVITA DOS SANTOS PINTO UND PATRICIA PURTSCHERT

Decolonize Gender Studies! wurde erstmals in *gender-studies* (2018 / 32, S. 2-4), der Zeitschrift des Interdisziplinären Zentrums für Geschlechterforschung IZFG, veröffentlicht und für die vorliegende Publikation gekürzt. Wir danken für die Genehmigung des Wiederabdrucks.

Der Begriff der «postkolonialen Theorie» versammelt unterschiedliche Denkansätze, deren Gemeinsamkeit darin besteht, dass sie die kolonialen Ordnungen der Welt in ihren aktuellen Formen zu bestimmen suchen. Das Präfix «post-» bezeichnet dabei nicht eine Gegenwart nach dem Kolonialismus, in welcher der Kolonialismus überwunden ist. Vielmehr deutet es auf beides hin: auf das Ende des formalen kolonialen Zeitalters und auf die Fortsetzung kolonialer Verhältnisse unter postkolonialen Bedingungen. Damit wird zum Beispiel der Tatsache Ausdruck verliehen, dass trotz der politischen Unabhängigkeit der meisten – allerdings nicht aller – kolonisierten Räume im ökonomischen und auch politischen Bereich noch quasi-koloniale Abhängigkeiten bestehen.

Der Kolonialismus ist darüber hinaus nicht nur für Länder wie Nigeria, Brasilien oder Pakistan ein Thema und auch nicht nur für offizielle europäische Kolonialmächte wie England, Frankreich oder Portugal. Es geht vielmehr darum, zu verstehen, wie der Kolonialismus auf unterschiedliche Weise die ganze Welt affiziert und sie in einem gewissen Sinne erst als «Welt», als einen zusammenhängenden ökonomischen, politischen, geografischen und diskursiven Raum, hervorgebracht hat. Auch die Schweiz stand und steht nicht ausserhalb dieser kolonialen Verhältnisse.¹ Nebst zahlreichen Akteur*innen, die direkt in koloniale Projekte eingebunden waren, und wenigen (nicht erfolgreichen) Bestrebungen nach eigenen Kolonien, imaginierte sich die Schweiz als Teil von einem weissen Europa, welches sich gegen den «Rest» abgrenzte. So entstanden die europäischen Nationen nicht nur zeitgleich mit dem Kolonialismus, sondern immer auch in Abgrenzung zu den Kolonien und ihren Bewohner*innen. Die Wissenschaften im 19. Jahrhundert, insbesondere die Rassen- und Evolutions-

Jovita dos Santos Pinto ist Doktorandin am IZFG und schreibt ihre Dissertation zu Schwarzen Frauen in der Schweizer Öffentlichkeit in der Schweiz.

Prof. Dr. Patricia Purtschert ist Professorin für interdisziplinäre Geschlechterforschung an der Universität Bern und Co-Leiterin des IZFG. Zum Thema hat sie im letzten Jahr die Monografie *Kolonialität und Geschlecht im 20. Jahrhundert. Eine Geschichte der weissen Schweiz* (transcript, 2019) herausgegeben.

theorien, waren sowohl Produkt dieser Abgrenzungen als auch deren Legitimation und Katalysator. International anerkannte Forscher wie Carl Passavant, Auguste Forel oder Louis Agassiz zeigen, dass diese Ansätze von Schweizer*innen nicht nur übernommen, sondern auch aktiv weiterentwickelt wurden.

Der Kolonialismus weist folglich nicht nur ökonomische und politische Dimensionen auf, sondern prägte auch das moderne Wissen tiefgehend. Bedeutsam für diese eurozentrische Logik ist, dass Identitäten über die Abgrenzung von einem minderwertigen Anderen hergestellt werden. Dieser Prozess wird als *Othering* bezeichnet. Er basiert auf einem hierarchischen System, das mit Differenzen wie *der Westen* und *der «Rest»*, *zivilisiert* und *wild*, *rational* und *emotional*, *Mann* und *Frau*, *Mensch* und *Tier*, *weiss* und *schwarz* oder *normal* und *abnormal* operiert.

Dezentrierung des weissen Feminismus

Schwarze Feminist*innen in den USA machen seit der ersten Frauenbewegung darauf aufmerksam, dass sie in den Programmen und Forderungen weisser Feministinnen weitgehend ausgeschlossen

bleiben. Die ehemals versklavte Sojourner Truth brachte dies an der Frauenkonvention in Ohio 1851 folgendermassen zum Ausdruck: Nach sexistischen Reden von Männern, die argumentierten, Frauen seien aufgrund ihrer Fragilität zwar schützenswert, aber nicht zur politischen Mitsprache fähig, ergriff sie das Wort. Einige weisse Frauen fürchteten, Truth würde mit ihrem Votum nun vom Frauenstimmrecht auf die Abschaffung der Sklaverei ablenken. Sie aber reagierte auf beides, indem sie zeigte, dass sie nie als zerbrechliche Frau behandelt worden war, weil, was die Arbeitsausbeutung betraf, kein Unterschied zwischen ihr und versklavten Männern gemacht wurde: Truths berühmter Satz «Und bin ich denn keine Frau?» (wenn ich nicht den Normen einer bürgerlichen Weiblichkeit entspreche) hallt bis heute nach.² Ihre Intervention reiht sich auch in eine fortdauernde Kritik Schwarzer Frauen ein, die aufzeigen, wie sie an der Schnittstelle von anti-rassistischen und feministischen Kämpfen übergangen werden. Die Juristin Kimberlé W. Crenshaw verwies in den 1990er-Jahren beispielsweise darauf, dass sich juristische Kämpfe gegen Diskriminierungen an Gerechtigkeitsmodellen orientieren, die

- 1 Vgl. Purtschert, Patricia; Lüthi, Barbara; Falk, Francesca (Hg.): Postkoloniale Schweiz. Formen und Folgen eines Kolonialismus ohne Kolonien. Bielefeld, 2012.
- 2 Vgl. www.feminist.com/resources/artsspeech/genwom/sojour.htm (20.11.2017).
- 3 Crenshaw, Kimberlé W.: Demarginalizing the Intersection of Race and Sex. A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine. In: University of Chicago Legal Forum 1(8) 1989, S. 139-168.

auf weisse Männlichkeit zugeschnitten sind. Wenn Differenzen berücksichtigt werden, dominiert jeweils die privilegierteste Position innerhalb einer diskriminierten Gruppe: Bei Rassismus wird von Schwarzen Männern gesprochen; bei Sexismus von weissen, mittelständischen Frauen. Indem jeweils von der mächtigsten Position ausgegangen wird, bleiben gerade die marginalisiertesten Personen – in diesem Fall Schwarze Frauen – unsichtbar und vom Zugang zu antidiskriminierenden Massnahmen ausgeschlossen. Zudem wird verhindert, dass die Realitäten Schwarzer Frauen als repräsentativ (für diejenigen aller Frauen, aller Schwarzen oder aller Menschen) gelten können. Crenshaw setzt diesen Vereinfachungen das Konzept der Intersektionalität entgegen. Sie fordert damit, unterschiedliche Machthierarchien gleichzeitig in den Blick zu nehmen und zu analysieren, wie sie sich verschränken und dabei verschiedene Privilegierungen und Marginalisierungen hervorbringen.³

Kritik am feministischen Eurozentrismus

Ein anderer wichtiger Einwand postkolonialer Forscherinnen zielt auf den Eurozentrismus der feministischen

Forschung im Globalen Norden. Dass einem feministischen Programm gefolgt wird, bedeutet nicht, dass dabei nicht koloniale Logiken reproduziert werden. So zeigt Chandra Talpade Mohanty, wie feministische Forschung im Norden oft ein statisches Bild der «Drittwelt-Frau» herstellt, das die unterschiedlichen kulturellen, historischen, religiösen, geografischen und sozioökonomischen Lebensrealitäten dieser Frauen einebnet. Dabei wird unhinterfragt eine westliche Kritik am Patriarchat übernommen und auf gänzlich andere Kontexte übertragen. «Drittwelt-Frauen» werden in einen Gegensatz zu «westlichen Feministinnen» gesetzt und als rückständig, unemanzipiert und machtlose Opfer patriarchaler Strukturen dargestellt. Mohantys Punkt ist, dass solche eurozentrischen Darstellungen, in denen nur westliche Feministinnen als handlungsmächtige Subjekte auftauchen, die ungleiche Machtbeziehung zwischen Erster und Dritter Welt aufnehmen und bestärken. Zudem fehlt ihnen die zentrale Einsicht, dass Frauen im Süden nicht nur gegen das Patriarchat, sondern immer auch gegen Imperialismus, rassistische Strukturen und postkoloniale Ausbeutungsverhältnisse kämpfen.⁴ Durch

- 4 Mohanty, Chandra T.: Aus westlicher Sicht. Feministische Theorie und koloniale Diskurse. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis. 1988, 23. S. 149-162.
- 5 Akronym für Queer, Trans* und Inter Blacks and People of Color.
- 6 McClintock, Anne: Imperial Leather. Race, Gender, Sexuality in the Colonial Contest. New York, 1995.
- 7 Ebd.
- 8 Stoler, Ann Laura: Carnal Knowledge and Imperial Power. Race and the Intimate in Colonial Rule. Berkeley, 2002.

ihre Kritik an einer eurozentrischen Wissensproduktion und an der Unsichtbarmachung, Aneignung, Viktimisierung oder Bevormundung nicht-weisser Frauen und QTIBPoC⁵ ist die postkolonial-feministische Forschung bis heute von grösster Aktualität.

Die Kolonialität von Geschlecht

Wie lässt sich historisch begründen, dass die bürgerliche Geschlechterordnung, die unsere Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit bis heute prägt, untrennbar mit kolonialen Herrschaftsformen verbunden ist? Diesen Fragen geht Anne McClintock nach, indem sie beispielsweise zeigt, dass sich die sogenannten Entdeckungsreisen europäischer Mächte seit dem 15. Jahrhundert einer Geschlechtersymbolik bedienten.⁶ Die unbekanntes Länder und ihre Bewohner*innen wurden dabei sexualisiert und als jungfräuliche Regionen dargestellt, die von den kolonialen Abenteurern durchforstet, erobert, gezähmt (diszipliniert/erzogen), aber auch bewundert und begehrt werden konnten. Auf diesem «pornotropischen»⁷ Hintergrund wurden aber auch Massstäbe für die europäische Zivilisation

entwickelt: die Vorstellung einer rationalen Triebkontrolle, die für das Selbstverhältnis des bürgerlichen weissen Mannes zentral ist, durch die Abgrenzung von kolonialen Anderen, welche an den Extremen zwischen exzessiver Sexualität und (sexueller) Passivität angesiedelt wurden. Ab dem 19. Jahrhundert wurden Bilder der kolonialen Anderen in Missionszeitschriften, Völkerschauen, neu entstehenden Werbeformaten sowie Kinder- und Unterhaltungsliteratur popularisiert.

Europäische Vorstellungen von Sexualität und Geschlecht wurden also einerseits durch koloniale Verhältnisse geformt. Andererseits erwiesen sie sich als wichtige Elemente der kolonialen Regierung, wie Ann Laura Stoler zeigt.⁸ Die Historikerin untersucht Formen der Intimität zwischen holländischen Beamten und einheimischen Frauen in Indonesien zu Zeiten der holländischen Kolonialherrschaft. Die Frauen arbeiteten als Haushälterinnen oder unterhielten intime und sexuelle Beziehungen mit Vertretern der Kolonialmacht, die auch oft von Gewalt geprägt waren. Die Kolonialregierung wusste diese Beziehungen strategisch einzusetzen: Zu gewissen Zeiten wurden

9 Lavanchy, Anne: Glimpses into the Hearts of Whiteness. Institutions of Intimacy and the Desirable National, in: Purtschert, Patricia; Fischer-Tiné, Harald (eds.), Colonial Switzerland. Rethinking Colonialism from the Margins. Basingstoke, 2015, S. 278-296.

indonesische Mätressen als hilfreich für die Integration der holländischen Kolonialbeamten erachtet, und diese Beziehungen wurden begünstigt oder zumindest geduldet. Zu anderen Zeiten wurde die Emigration holländischer Frauen nach Indonesien gefordert, während die Beziehung zu lokalen Frauen und die Entstehung einer *mixed-race* Bevölkerung problematisiert und beispielsweise mit juristischen Mitteln bekämpft wurden. Das Private und das Intime sind bis heute zentrale Schauplätze von Regierungstechniken. Das zeigt sich in der Schweiz beispielsweise anhand gesetzlicher Regulierungen, die die Authentizität von Ehen zwischen Schweizer*innen und Migrierten aus ehemals kolonisierten Regionen unter Beweispflicht stellen – während Aufenthaltsmöglichkeiten ausserhalb von Eheschliessungen für viele Menschen aus dem Süden praktisch unmöglich geworden sind.⁹

Fazit: Geschlechterforschung dekolonisieren

Die postkoloniale Forschung wird in den letzten zehn Jahren zunehmend an Schweizer Universitäten rezipiert, für den hiesigen Kontext produktiv gemacht und die Schweiz damit auf neue Weise in einer globalisierten

Welt verortet. Damit gewinnt die postkoloniale Kritik auch in der Geschlechterforschung vermehrt an Gewicht. Der entscheidende Punkt ist dabei, die koloniale Frage nicht weiterhin als Nebenwiderspruch des Feminismus zu behandeln, sondern als Perspektive, die für die feministische Forschung unerlässlich ist. Zu bedenken gilt es dabei, dass die Dekolonisierung des Wissens und der Wissenschaft kein vorgegebenes Programm ist, sondern ein radikales Unterfangen mit offenem Verlauf darstellt. Die Aufgabe besteht darin, eine Geschlechterforschung zu betreiben, die nicht-weiße Menschen nicht mehr übergeht, sie zu reinen Objekten degradiert oder ihr Wissen ausserhalb moderner Sinnhorizonte verortet. Weil die postkoloniale Kritik, genau wie die feministische Kritik, an den Grundfesten unseres Wissens rüttelt, bedürfen wir kreativer, unerhörter, mutiger und erstaunlicher Praktiken, um ein Wissen möglich zu machen, das nicht zuletzt unsere eigenen Grundlagen transformiert. Eine solche Forschung ist eine dringend nötige Antwort auf globale Machtverhältnisse und ihre Geschichten, und sie kann nur als globales, intersektionales und kollektives Projekt realisiert werden.

Un projet radical au développement ouvert

TEXT: JOVITA DOS SANTOS PINTO UND PATRICIA PURTSCHERT ◦

Decolonize Gender Studies! a été publié pour la première fois dans *genderstudies* (2018, no. 32, p. 2-4), la revue de l'Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung IZFG. L'article a été raccourci pour la présente publication. Nous remercions l'IZFG de nous avoir autorisées à le réutiliser.

La notion de « théorie postcoloniale » regroupe différentes approches, dont le point commun est de chercher à identifier l'ordre colonial du monde dans ses formes actuelles. Le préfixe « post- » n'y renvoie pas à un présent qui suivrait le colonialisme et en serait libéré. Il désigne bien plutôt ces deux aspects: la fin de l'époque coloniale formelle et la persistance des rapports coloniaux dans un contexte postcolonial. S'y exprime notamment le fait que, malgré l'indépendance politique de la plupart des espaces colonisés – mais pas de tous –, des rapports de dépendance quasi coloniaux subsistent dans le domaine économique mais également politique.

En outre, le colonialisme n'est pas un sujet qui touche uniquement des pays comme le Nigeria, le Brésil ou le Pakistan, ou encore les puissances coloniales européennes officielles que sont l'Angleterre, la France ou le Portugal. L'enjeu est plutôt de comprendre comment le colonialisme influe, de différentes manières, sur le monde dans son ensemble et comment il l'a, en un certain sens, constitué économiquement, politiquement, géographiquement et discursivement comme un espace cohérent. La Suisse non plus, hier comme aujourd'hui, n'est pas extérieure à ces rapports coloniaux.¹ En plus des nombreux acteurs-trices* directement impliqué-e-s dans les projets coloniaux et des quelques efforts (infructueux) effectués pour établir ses propres colonies, la Suisse s'est pensée comme faisant partie d'une Europe blanche qui se distinguait du « reste » du monde. Ainsi, les nations européennes se sont constituées non seulement en même temps que le colonialisme, mais également toujours en se démarquant des colonies et de leurs habitant-e-s*. Les sciences du 19^{ème} siècle, en particulier les théories

Jovita dos Santos Pinto est doctorante à l'IZFG et prépare une thèse sur la présence publique des femmes noires en Suisse. La Prof. Dr. Patricia Purtschert est professeure en études genre interdisciplinaires à l'université de Berne et co-directrice de l'IZFG. Dans ce domaine, elle a publié l'année dernière la monographie *Kolonialität und Geschlecht im 20. Jahrhundert. Eine Geschichte der weissen Schweiz [Colonialité et genre au 20^{ème} siècle. Une histoire de la Suisse blanche]*. transcript, 2019.

raciales et évolutionnistes, ont été le produit de ces démarcations en même temps qu'elles les ont légitimées et ont fonctionné comme catalyseur. Des chercheurs de renommée internationale tels que Carl Passavant, Auguste Forel ou Louis Agassiz montrent que ces approches ont été non seulement adoptées par les Suisse-sse-s*, mais aussi activement développées.

Par conséquent, le colonialisme n'a pas seulement des dimensions économiques et politiques, mais il a aussi profondément façonné le savoir moderne. La constitution des identités à travers la distinction avec un Autre inférieur est significative de cette logique eurocentriste. On appelle ce processus l'*othering*. Celui-ci repose sur un système hiérarchique qui opère par différenciation entre, par exemple, l'*Occident* et le «*reste*», le *civilisé* et le *sauvage*, le *rationnel* et l'*émotionnel*, le *masculin* et le *féminin*, l'*humain* et l'*animal*, le *blanc* et le *noir* ou le *normal* et l'*anormal*.

Décentrement du féminisme blanc

Aux USA, depuis le premier mouvement des femmes, les féministes noir-e-s* soulignent le fait qu'elles restent largement exclues des programmes et des revendica-

tions des féministes blanches. L'ancienne esclave Sojourner Truth l'a exprimé ainsi lors de la Convention pour les droits des femmes dans l'Ohio en 1851 : à la suite de discours sexistes d'hommes affirmant que les femmes, en raison de leur fragilité, étaient dignes de protection mais incapables de participer à la vie politique, elle a pris la parole. Certaines femmes blanches redoutaient qu'avec sa déclaration, Truth ne fasse dévier le sujet du droit de vote des femmes sur la question de l'abolition de l'esclavage. Elle s'est cependant prononcée sur les deux enjeux, en montrant qu'elle n'avait jamais été traitée comme une femme fragile, car en ce qui concernait l'exploitation par le travail, aucune distinction n'était faite entre elle et les hommes réduits en esclavage : la célèbre phrase de Truth, «*Ne suis-je pas une femme?*» (si je ne corresponds pas aux normes de la féminité bourgeoise), résonne encore aujourd'hui.² Son intervention s'inscrit également dans une critique constamment formulée par les femmes noires qui montrent comment, se situant au croisement des luttes antiracistes et féministes, elles sont passées inaperçues. Dans les années 1990, la juriste Kimberlé W. Crenshaw soulignait par exemple le fait que les combats juridiques contre les

- 1 Voir Purtschert, Patricia; Lüthi, Barbara; Falk Francesca (éd.): *Postkoloniale Schweiz. Formen und Folgen eines Kolonialismus ohne Kolonien*. Bielefeld, 2012.
- 2 Voir. www.feminist.com/resources/artspeech/genwom/sojour.htm (20.11.2017).
- 3 Crenshaw, Kimberlé W. : *Demarginalizing the Intersection of Race and Sex. A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine*. In: *University of Chicago Legal Forum*, 1(8) 1989, p. 139-168.

discriminations étaient basés sur des modèles de justice forgés pour la masculinité blanche. Lorsqu'on observe des différences, c'est toujours la position la plus privilégiée au sein d'un groupe discriminé qui domine : dans le cas du racisme, on parle des hommes noirs ; pour le sexisme, des femmes blanches de classe moyenne. En considérant la position la plus puissante, ce sont précisément les personnes les plus marginalisées – en l'occurrence les femmes noires – qui restent invisibles et n'ont pas accès aux mesures de lutte contre les discriminations. De plus, on empêche que les réalités des femmes noires soient perçues comme représentatives (de celles de toutes les femmes, de tous les Noirs ou de tous les êtres humains). À ces simplifications, Crenshaw oppose le concept d'intersectionnalité. Elle appelle donc à prendre en compte simultanément différentes hiérarchies de pouvoir et à analyser comment celles-ci se recoupent et produisent ainsi différents privilèges et marginalisations.³

Critique du féminisme eurocentriste

Une autre objection importante formulée par les chercheuses en études postcoloniales concerne l'euro-

centrisme de la recherche féministe dans les pays du Nord. Le fait qu'un programme féministe y soit développé ne signifie pas que des logiques coloniales n'y soient pas reproduites. Chandra Talpade Mohanty montre ainsi comment, dans les pays du Nord, la recherche féministe produit souvent une image figée de la «*femme du tiers-monde*» qui nivelle les différentes réalités culturelles, historiques, religieuses, géographiques et socio-économiques de ces femmes. Ce faisant, une critique occidentale du patriarcat est reprise sans être questionnée et se voit transposée dans des contextes complètement différents. Les «*femmes du tiers-monde*» y sont opposées aux «*féministes occidentales*» et représentées comme des victimes arriérées, non émancipées et impuissantes des structures patriarcales. L'argument de Mohanty est que ces représentations eurocentristes, où seules les féministes occidentales apparaissent comme des sujets capables d'agir, reconduisent et renforcent le rapport de force inégal entre l'Occident et le tiers-monde. Elles passent à côté du fait central que les femmes du Sud ne luttent pas seulement contre le patriarcat, mais également toujours contre l'impérialisme, les structures racistes

- 4 Mohanty, Chandra T.: Aus westlicher Sicht. Feministische Theorie und koloniale Diskurse. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis. 1988, 23. p. 149-162.
- 5 Acronyme pour Queer, Trans* et Inter Blacks and People of Color.
- 6 McClintock, Anne: Imperial Leather. Race, Gender, Sexuality in the Colonial Contest. New York, 1995.
- 7 Id.

et les rapports d'exploitation postcoloniaux.⁴ De par sa critique d'une production eurocentriste du savoir ainsi que de l'invisibilisation, l'appropriation, la victimisation et la mise sous tutelle des femmes non blanches et QTIBPoC⁵, la recherche féministe postcoloniale est aujourd'hui encore d'une grande actualité.

La colonialité du genre

Comment fonder historiquement l'indissociabilité entre le système de genre bourgeois, qui façonne encore aujourd'hui notre conception de la masculinité et de la féminité, et les formes de domination coloniales? C'est la question qu'explore Anne McClintock en montrant par exemple que ce qu'on appelle les « grandes découvertes » effectuées par les puissances européennes depuis le 15^{ème} siècle se sont appuyées sur une symbolique des genres.⁶ Les pays inconnus et leurs habitant-e-s* ont été sexualisés et représentés comme des régions vierges, pouvant être fouillées, conquises, domestiquées (disciplinées/éduquées), mais également admirées et désirées par les aventuriers coloniaux. C'est également sur ce fond « pornotropical »⁷ que se sont développées

les normes de la civilisation européenne: la notion de contrôle rationnel des pulsions, centrale dans la relation de l'homme blanc bourgeois à lui-même, passant par la démarcation par rapport aux Autres coloniaux, situés aux extrêmes entre sexualité excessive et passivité (sexuelle). Dès le 19^{ème} siècle, les images de ces Autres coloniaux ont été diffusées à travers les revues missionnaires, les spectacles populaires, les nouvelles formes publicitaires ainsi que la littérature pour enfants ou de divertissement.

Les représentations européennes de la sexualité et du genre ont ainsi d'une part été façonnées par les rapports coloniaux et se sont d'autre part révélées des éléments importants de la stratégie de gouvernement colonial, comme le montre Ann Laura Stoler.⁸ L'historienne examine les formes d'intimité entre les fonctionnaires hollandais et les femmes autochtones en Indonésie à l'époque de la domination néerlandaise. Les femmes travaillaient comme femmes de ménage ou entretenaient des relations intimes et sexuelles avec les représentants du pouvoir colonial, lesquelles étaient également souvent empreintes de violence. Les autorités coloniales savaient utiliser ces relations

- 8 Stoler, Ann Laura: La chair de l'empire. Savoirs intimes et pouvoirs raciaux en régime colonial. Paris, 2013 [2002].
- Lavanchy, Anne: Glimpses into the Hearts of Whiteness. Institutions of Intimacy and the Desirable National. In:
- 9 Purtschert, Patricia; Fischer-Tiné, Harald (éd.), Colonial Switzerland. Rethinking Colonialism from the Margins. Basingstoke, 2015, p. 278-296.

de manière stratégique: à certaines époques, les maîtresses indonésiennes étaient considérées comme utiles pour l'intégration des fonctionnaires néerlandais et ces relations étaient encouragées ou du moins tolérées. À d'autres, l'émigration des femmes hollandaises vers l'Indonésie était préconisée, tandis que la relation aux femmes locales et l'émergence d'une population mixte étaient problématisées et combattues notamment par des moyens juridiques. Le privé et l'intime jouent encore aujourd'hui un rôle central dans les techniques de gouvernement. En Suisse par exemple cela se traduit par des règles juridiques exigeant la preuve de l'authenticité d'un mariage entre un-e Suisse-sse* et un-e migrant-e* issu-e d'une ancienne région colonisée – tandis que les possibilités de séjour hors du cadre du mariage sont devenues pratiquement inexistantes pour de nombreuses personnes du Sud.⁹

Résumé: décoloniser les études genre

Ces dix dernières années, les études postcoloniales ont peu à peu intégré les universités suisses, elles se sont rendues fécondes pour le contexte helvétique et ont ainsi positionné d'une nouvelle manière

la Suisse dans un monde globalisé. Ce faisant, la critique postcoloniale acquiert également davantage de poids dans les études genre. Dans ce cadre, il est crucial de ne plus traiter la question coloniale comme une contradiction secondaire du féminisme et de la considérer comme une perspective indispensable à la recherche féministe. Il faut garder à l'esprit que la décolonisation du savoir et de la science n'est pas un programme prédéfini, mais une entreprise radicale dont le développement reste ouvert. Il s'agit de mener des études genre qui cessent d'ignorer les personnes non blanches, de les réduire à de simples objets ou de rejeter leurs connaissances en dehors des horizons de sens modernes. Parce que la critique postcoloniale, tout comme la critique féministe, ébranle les fondements mêmes de notre savoir, nous avons besoin de pratiques créatives, inédites, courageuses et étonnantes, afin de rendre possible un savoir qui transforme jusqu'à nos propres principes fondamentaux. Une telle recherche est la réponse urgente et nécessaire aux rapports de pouvoir mondialisés et à leur histoire, et elle ne peut être réalisée qu'en tant que projet global, intersectionnel et collectif.

Grundlage einer Produktgestaltung

TEXT: ANGELA GROSSO CIPONTE, CATHERINE SOKOLOFF, DANILO SILVESTRI

Junge Menschen in Gestaltung und Kunst erfinden ihre Arbeitsprozesse, die Produkte ihrer Arbeit und ihre Lebensumstände immer wieder neu. Das heisst, sie arbeiten, produzieren und leben an und mit Schnittstellen. Diskontinuität ist der Normalzustand.

Im Folgenden gehen wir auf diese Ausgangslage ausführlicher ein, um die Grundlage für das Verständnis unseres Produktes *Easystem*. *Erste Hilfe für den ersten Schritt in den Beruf in Gestaltung und Kunst* zu schaffen. *Easystem* ist eine Progressive Web-App, die wie eine Webseite daherkommt und entsprechende Vorteile vereinigt.¹

Das Selbstverständnis der Studierenden

Angehende Gestalterinnen und Künstler nehmen sich selbst als gleichberechtigt wahr und erleben die gestalterische und künstlerische Begabung als entscheidendes Unterscheidungsmerkmal. Geschlecht ist für sie eine fließende Kategorie, definierbar als eine Vielfalt von Männlichkeiten und Weiblichkeiten, die häufig fragil, fragmentiert und fließend sind. Das heisst,

die Studierenden akzeptieren nicht a priori die dual aufgeteilten Ordnungen (Frau – Mann, Unternehmerin – Kundin, privat – öffentlich etc.), sondern suchen nach jeweils individuell passenden Selbstverständnissen und Lösungen.² Weil sie sich als souveräne Gestaltende ihres sozialen Geschlechts und ihrer Lebensentwürfe wahrnehmen, lehnen sie Massnahmen zur Frauenförderung, die sie nicht selbst erfunden haben, ab. Die Erkenntnis dieser Selbstwahrnehmung war ein wichtiger Parameter bei der Entwicklung unserer App.

Die spezifische Situation in Gestaltung und Kunst

Studierende und in einem weitaus ausgeprägteren Ausmass Berufsleute in Gestaltung und Kunst arbeiten und leben in einer dreifachen Unsicherheit:

- Intrinsic: Die dem eigenen Schaffen innewohnenden Zweifel und Unsicherheiten.
- Strukturell: Die übliche Ausgangslage, dass eine Gestalterin einen Auftrag für Kundinnen ausführt, die mit diesem Auftrag wiederum ihre Kunden erreichen wollen.

Catherine Sokoloff und Angela Grosso Ciponte sind zwei erfahrene und engagierte Gleichstellungsfachfrauen. Catherine Sokoloff ist Historikerin (Gründungsmitglied des Frauenstadtrundgangs Basel) mit einem MA in Visual Media Arts, war Gleichstellungsbeauftragte der Hochschule für Gestaltung und Kunst FHNW in Basel und hat sich früh auch forschend mit Geschlechterfragen auseinandergesetzt. Angela Grosso Ciponte ist Soziologin, war Gründungsmitglied des Vereins FemWiss und hat seit ihrer Zeit als Hilfsassistentin den Schwerpunkt ihres Unterrichts wie auch ihrer weiteren Berufstätigkeit auf Gleichstellungsaspekte gelegt. Die Wege der beiden Autorinnen haben sich an der Hochschule für Gestaltung FHNW gekreuzt, wo sie seit 15 Jahren Formate erfinden und unterrichten: www.fhnw.ch. *Easystem* wurde in Co-Kreation zusammen mit Danilo Silvestri, Graphic Designer und ebenfalls Dozent an der HGK sowie langjähriger Präsident des SGD (Swiss Graphic Designers), entwickelt.

- Ökonomisch: Gestalterische und künstlerische Arbeit findet immer in Projekten statt, oft im Modell der entgrenzten Arbeit: Beruf, Hobby, Privates werden nicht getrennt. Das bietet einerseits viele Möglichkeiten zur Selbstbestimmung und andererseits selten hohe Planbarkeit und finanzielle Sicherheit. Ein weiterer Faktor sind die unsicheren Anstellungsverhältnisse: das Arbeiten in Kleinst-KMUs oder selbständig / *freelance* ist typisch für Berufe in Kunst und Design.

Zahlenverhältnisse

Die Studierenden an den Schweizer Hochschulen für Gestaltung und Kunst sind mehrheitlich weiblich:

So wurden 75% aller Bachelordiplome in Gestaltung und Kunst im Jahr 2015 von Frauen erworben.³

Doch «verschwinden» nach dem Studienabschluss viele Frauen entweder in eine wirtschaftlich unsichere Selbständigkeit von Ein- bis Zweipersonenunternehmen oder in Teilzeitverhältnissen, die zudem häufig

ausbildungsfremd sind und der Querfinanzierung für die Ausübung der künstlerischen oder gestalterischen Tätigkeit dienen.⁴

- 1 Kein Login, keine Speicherung von Daten, über jeden Browser zugänglich, funktioniert systemunabhängig, unabhängig von App-Shops, responsiv, einfach im Unterhalt und in der Anpassung der Inhalte, beliebig erweiterbar.
- 2 Linstead, Alison; Brewis, Joanna: Editorial: Beyond Boundaries: Towards Fluidity in Theorizing and Practice. In: *Gender, Work & Organization*, 11/4, 2004, S. 355-362.
- 3 Studierende an den Fachhochschulen (ohne PH) nach Jahr, Fachbereich, Studienstufe, Geschlecht und Hochschule 2015. www.bfs.admin.ch.
- 4 Borer, Kathrin; Dätwyler, Brigitte; Henke, Silvia; Niehaus, Susanna: Frauen und Männer auf der Kunstlaufbahn. Ein Forschungsbericht zur sozialen Situation von Abgängerinnen und Abgängern der Kunsthochschule Luzern, ORGAN 3, Schriftenreihe der HSLU Design & Kunst, 2009: «[...] zeigt, dass junge Künstlerinnen, obschon sie Geschlechterstereotypen überwunden zu haben glauben, noch immer mehr als junge Künstler ausrutschen oder einbrechen auf dem dünnen Eis der «Kunstlaufbahn».

- 5 Insgesamt 48.1% in Design und 42.4% in Musik, Theater und anderen Künsten, wobei der Anteil der Dozierenden mit Führungsverantwortung bei 36.2% bzw. 36.9% liegt: www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bildung-wissenschaft/personal-bildungsinstitutionen/tertiaerstufo-hochschulen/fachhochschulen.assetdetail.12607213.html.
- 6 Ein Beispiel von vielen: Wagner, Frank: *The Value of Design. Wirkung und Wert von Design im 21. Jahrhundert.* Mainz, 2015.
- 7 Beispielhaft: *TagesAnzeiger*: «Die Tramfrau. Therese Naef hat dem Flexity-Tram seine Form gegeben.» 16.10.2020, S. 19.
- 8 Insgesamt drei Lehrveranstaltungen in drei aufeinanderfolgenden Semestern von 2015 bis 2017. Die Teilnehmenden kamen aus verschiedenen Studiengängen.

Die Dozierenden hingegen sind mehrheitlich männlich; auch wenn die Frauen langsam aufholen.⁵ Der nichtsdestotrotz relativ (!) hohe Frauenanteil bei den Dozierenden und der hohe Frauenanteil bei den Abschlüssen schlägt sich jedoch weder in der Fachliteratur noch in den Leitungen der Agenturen, Museen oder Galerien nieder. In der Fachliteratur wird nach wie vor von «dem Künstler» und «dem Designer» geschrieben⁶ und in den Medien dominieren die gerade als hip geltenden Stardesigner oder Gestalterinnen, die als Ausnahme dargestellt werden.⁷

Diese Situation legt nahe, dass eine wirksame Form der Unterstützung angeboten werden müsste, damit die Berufsfrauen in Gestaltung und Kunst auf ihrem Karriereweg nicht irgendwann ins gestalterische Prekariat oder ganz aus dem Beruf verschwinden. Die Herausforderung liegt darin, die Unterstützung in einer Form anzubieten, die die angehenden Berufsfrauen in Gestaltung und Kunst annehmen und die allen dient, ungeachtet ihrer Selbstdefinition.

Unsere Antwort: Easystep!

Aufgrund unserer vorgängigen Untersuchungen und persönlichen Erfahrungen sind wir zu dem Schluss gekommen, dass der erfolgreiche Berufseinstieg mit den transversalen Kompetenzen und einem stabilen Berufsselbstbild zusammenhängt. Mit transversalen Kompetenzen bezeichnen wir all das Wissen und Können, das einen erfolgreichen Berufseinstieg und eine erfüllte Berufsgestaltung unterstützt. Alles, was es braucht, um mit sich selbst, den anderen, dem Projekt, der Zeit und dem Geld wirksam und wirtschaftlich umgehen zu können – also Arbeits-, Sozial- und Selbstkompetenzen. Transversale Kompetenzen sind interdisziplinär und gelten für alle Fachrichtungen an Kunst- und Gestaltungshochschulen.

Das Ziel unseres Produktes ist es, die transversalen Kompetenzen der Nutzenden zu stärken, indem sie diese durch die selbständige Anwendung trainieren.

Wir haben jedes Element von *Easystep* mit der Zielgruppe⁸ in Seminaren und Workshops evaluiert. Dabei

haben wir herausgefunden, dass für den nachhaltigen Lern- und Anwendungserfolg die unmittelbare Möglichkeit, die Inhalte auf ein eigenes, reales Projekt bzw. die eigene konkrete Situation anzuwenden, sowie die Ebene der Schriftlichkeit – lesen und selbst etwas schriftlich festhalten – zentral sind. Bezüglich der Menge des Schriftlichen gilt: Je kürzer, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, dass sich die Nutzenden darauf einlassen.

Hinsichtlich des Einsatzes digitaler Formate (*serious games*, E-Learning etc.) haben wir alle Ideen bezüglich der Entwicklung und Einbindung von Illustrationen, Filmen, Lernspielen oder digitalen Übungen fallen gelassen. Denn Nutzen und Gebrauch müssen dauerhaft einfach und anschlussfähig sein: Die Zielgruppe muss rasch praktische Antworten und nützliche Hinweise finden, wie sie zu einer dienlichen Lösung kommen kann, ohne dass visueller «Ballast» ablenkt oder technische Hürden die Handhabung erschweren.

Für die Entwicklung des Produktes hiess das für uns zum einen, dass die Inhalte so ausgerichtet sein müssen, dass sie immer eine Konsequenz für das eigene, praktische Handeln der Nutzenden bieten. Zum

anderen mussten alle Inhalte auf das absolut Wesentliche reduziert werden. Und schliesslich musste die technische Nutzung gänzlich hindernisfrei (kein Login oder Ähnliches) und den Nutzungsgewohnheiten der Zielgruppe entsprechend aufgebaut sein, die lieber scrollt und wischt, statt zu klicken.

Die Schlussfolgerungen

Das Produkt ist um *eine* Kernfrage und *vier* Kernelemente herum aufgebaut.

Die Kernfrage lautet: Was will ich als Nutzerin überhaupt? Suche ich ein Praktikum, eine feste Anstellung oder möchte ich frei tätig sein (*freelance*, Selbständigkeit)?

Die drei Kernelemente sind:

- 242 lexikalische Begriffe A-Z (von Akquise bis Zweifel) rund um den Berufseinstieg und den Geschäftsaufbau von Kunstschaffenden und Gestaltenden.
- Zehn Schlüsselsituationen: neuralgische Momente im Prozess des Berufseinstiegs und des

Geschäftsaufbaus. Die Schlüsselsituationen umfassen jeweils einen kurzen Einleitungstext, dem drei bis fünf spezifische Tipps für die drei Zielvorstellungen – Praktikum, feste Anstellung, freie Tätigkeit – folgen.

- 68 Checklisten: Die Checklisten bieten im Listenformat konkrete Unterstützung für das praktische Tun der Anwendenden. Die Checklisten sind als einfache PDFs downloadbar.

Ausserdem verwenden wir drei Mittel, um die Akzeptanz von *Easystep* bei der Zielgruppe zu erhöhen:

Sprache, Ansprache und Textlänge: Wir verzichten auf *eine eindeutige* Variante des genderneutralen Sprachgebrauchs und spielen stattdessen mit Varianten, um die Widerstände gegenüber einzelnen Varianten zu umgehen.

Wir sprechen die Nutzenden mit «Du» an und stellen ihnen Informationen und Vorgehensmöglichkeiten zur Verfügung.

Die Texte haben maximal doppelte Tweet-Länge. Das Wesentliche ist zudem gelb ausgezeichnet.

Ästhetik: Die Nutzenden haben gestalterische Vorlieben und Abneigungen. Deswegen haben wir die Gestaltung des Produktes auf das Wesentliche reduziert. Damit erhöhen wir dessen Akzeptanz.

Projektorientierung: Die Inhalte des Produktes sind darauf ausgerichtet, die Nutzenden darin zu ermutigen, an ihren Berufseinstieg und ihre Berufslaufbahn wie an ein Projekt heranzugehen.

Zugang und Nutzung

Da mit der Unterstützung durch das Eidgenössische Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann öffentliche Gelder geflossen sind, war eine Auflage, dass das Angebot der Zielgruppe kostenlos zur Verfügung gestellt wird.

Schaut es Euch an! Die Tipps funktionieren auch für Menschen mit anderen beruflichen Schwerpunkten: www.easystep.ch

Tove Soiland

TEXT: NINA SEILER

Die «lacano-marxistische» feministische Historikerin und Philosophin Tove Soiland verkörpert beinahe paradigmatisch die Schnittstelle zwischen Forschung und Zivilgesellschaft, zwischen Akademie und Aktivismus. Ihre Wirkungsbereiche liegen nicht nur in der Lehre an Universitäten in der Schweiz, in Österreich und Deutschland oder in der akademischen Forschung. Soiland führt auch ausseruniversitäre Seminare und Workshops durch, ist Beirätin der Zeitschrift *Widerspruch* und Aktivistin in der feministischen Bewegung. Aktuell leitet Soiland, die 2016 in Bern mit dem Ida-Somazzi-Preis ausgezeichnet wurde, in Zusammenarbeit mit der Schweizer Gewerkschaft des Service public VPOD ein feministisches Leseseminar zum «Regieren des Worst-Case». Gerade in der heutigen Zeit des «Ausnahmestands», so Soiland, müssen wir unsere Kritikfähigkeit zurückgewinnen und aus feministischer Perspektive über die herrschenden Verhältnisse nachdenken.

Soilands Kerninteressen liegen im Verhältnis von Marxismus und psychoanalytischen Strömungen

sowie in der Verknüpfung von politischer Ökonomie und feministischer Theorie. Bereits in den 1980er-Jahren stiess Soiland in einer Lesegruppe auf die Schriften der französischen Feministin Luce Irigaray. Ihr hat sie auch ihre Dissertation *Luce Irigarays Denken der sexuellen Differenz. Eine dritte Position im Streit zwischen Lacan und den Historikern* gewidmet, die 2010 bei Turia+Kant erschien.

Soiland bezieht aus machttheoretischer Perspektive kritisch Stellung zu den Diskursen, die die sogenannte zweite Welle des Feminismus ablösen. Ihr zufolge rückt der Fokus auf die Geschlechtsidentität als kulturelles Konstrukt die Aufmerksamkeit weg von den politischen und ökonomischen Dimensionen von Geschlecht. Die Historikerin warnt davor, die Verantwortlichkeit für die Geschlechterhierarchie im einzelnen Individuum zu sehen, anstatt sie als Faktum mit grundlegenden politischen, ökonomischen und sozialen Auswirkungen zu lesen.



Zwischen Verbot, Befreiung und Optimierung

TEXT: DR. IUR. REGULA GERBER JENNI

Diese Rezension wurde in der *Zeitschrift für Kindes- und Erwachsenenschutz (ZKE)* 4/2019 publiziert, für die vorliegende Publikation jedoch leicht gekürzt.

Das Verbot, zu onanieren oder Sexualität ausserhalb der Ehe zu leben, die Entwicklung einer von moralischen Zwängen, rechtlichen Vorschriften und an die Reproduktion gebundenen Sexualität und schliesslich die Bestrebungen, Bedrohliches wie Aids und sexuelle Gewalt zu bewältigen und Sexualität als «Erlebnis» zu optimieren – anhand dieser (und anderer) Stichworte beleuchten Ruckstuhl und Ryter in *Zwischen Verbot, Befreiung und Optimierung* die breite Themenpalette des Sexualitäts- und Reproduktionsdiskurses in der Schweiz seit Entstehen der bürgerlichen Gesellschaft bis heute. Erschienen ist das Buch 2018 in der Schriftenreihe *Sexuelle Gesundheit und Soziale Arbeit* im interact Verlag, Luzern. Jedes Kapitel stellt die jeweiligen Fragestellungen in den gesellschaftspolitischen Kontext und schliesst mit einem zusammenfassenden

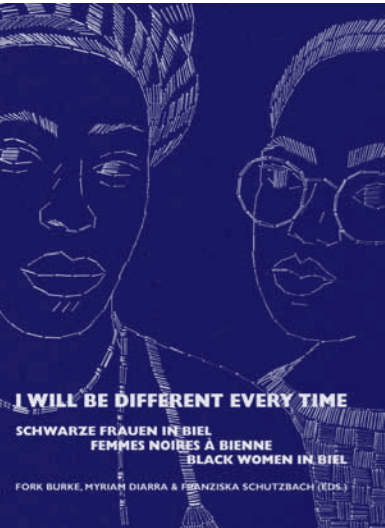
Fazit. Das gewährleistet eine übersichtliche Situierung und den roten Faden. Die Autorinnen behandeln das weite Feld vielschichtig und unter Berücksichtigung des gesellschaftlichen Wandels sowie der verschiedenen Fachdisziplinen. Einige «Pfade» seien hier genannt: Um 1900 setzte eine Diskussion um Prostitution und Geschlechtskrankheiten ein, eine «Debatte zwischen Moral und Medizin» (Kapitel 4). Eine Strategie, diesen Gefahren zu begegnen, war die Sexualaufklärung, das Sprechen über «Wunsch und Wirklichkeit» (Kapitel 7). In dieser Zeit fand auch erstmals Sexualaufklärung in der Schule statt. Als erster Kanton organisierte die Waadt 1904 Vorträge für dreizehn- bis sechzehnjährige Gymnasiasten über die Gefahren des Geschlechtslebens; wegen sittlicher Bedenken vorerst nur für Knaben. Auch die sich formierende Frauenbewegung, die der herrschenden Sexualmoral kritisch gegenüberstand, mischte sich ein, ferner setzten sich weite Kreise mit eugenischem Gedankengut auseinander. Auf diesem Boden gedieh die Sexualreformbewegung, die Sexualität

Regula Gerber Jenni ist freischaffende Juristin und arbeitet als Kinderanwältin in Bern. Weitere Informationen zur Person finden sich hier: www.gerberjenni.ch.

als persönliche und positive Lebensäusserung sah. In der Zwischenkriegszeit lösten die Arbeiten zu einem vereinheitlichten schweizerischen Strafrecht Diskussionen über Schwangerschaftsabbruch und Geburtenregelung aus – «die restriktive Politik bleibt unangetastet» (Kapitel 6). Die bereits in den 1930er-Jahren geschaffenen Ehe- und Sexualberatungsstellen erfuhren in den Fünfziger- und Sechzigerjahren neuen Aufschwung. Die zunehmende Trennung von Sexualität und Reproduktion – im Zusammenhang mit der sogenannten «Pille» – und die Vorstellung, dass Sexualität einen ehelichen «Harmonisierungsfaktor» darstelle, sahen Familienplanung nicht mehr nur als Recht, sondern auch als Pflicht. In den Siebzigerjahren kam es dann, befördert durch neue soziale und politische Gruppierungen, zu einem «eigentlichen Psychoboom, der auch den Bereich der Sexualität einschloss» (S. 157). Emanzipationsbewegungen der Frauen, der Schwulen und Lesben entstanden, nach 2000 auch diejenigen der Transmenschen und Intersexuellen. Ein weiteres Kapitel ist der medizinischen, ethischen, rechtlichen und behindertenpolitischen Sicht zu «Kinder machen im Hightech-Zeitalter»

gewidmet (Kapitel 14). Den Schluss bilden Ausführungen zur «neosexuellen Revolution» (Kapitel 15), die ihren sprachlichen Ausdruck in Begriffen wie «Chaos der Liebe, reine Beziehung, Postsexualität, serielle Monogamie, Erregungssammler» findet. Eine Konsens- oder Verhandlungsmoral, die das Einvernehmen und nicht die sexuelle Handlung fokussiert, sichert diesen Wandel ethisch ab. Früher standen Repression und Verbote im Vordergrund, heute sind die Menschen herausgefordert, den «zentralen Gewinn von Sexualität», die Lust, optimal zu nutzen (S. 243). Das Buch ist bestens geeignet für die Aus- und Weiterbildung in der Sozialen Arbeit und im Bildungs- und Gesundheitsbereich und informiert quellengestützt, einlässlich und spannend darüber, wie Politik, Medizin, Recht und Pädagogik seit der Aufklärung bis in unsere Zeit das Thema «Sexualität und Reproduktion» diskutieren und bestimmen.





I will be different every time

Das Buch *I will be different every time*, welches diesen Sommer im Verlag die Brotsuppe erschienen ist, erzählt ein Stück «Black History» in der Schweiz. Die Herausgeberinnen Fork Burke, Myriam Diarra und Franziska Schutzbach haben mit diesem Buch gemeinsam mit allen Mitwirkenden einen Raum geschaffen, in welchem Frauen mit ihren Stimmen, Biographien, Denkweisen, Perspektiven und Lebenswelten sichtbar sind, die in der Schweiz

selten zur Kenntnis genommen werden.

Mehr als 60 Jahre ist es her, als der afroamerikanische Schriftsteller James Baldwin in die Schweiz kam und feststellte: Die meisten Schweizer*innen hatten noch nie einen Schwarzen Menschen gesehen. Baldwin kam sich vor wie eine Sehenswürdigkeit: «Wenn ich länger als fünf Minuten in der Sonne sass, kam bestimmt irgendein besonders mutiges Geschöpf zu mir und legte ängstlich seine Hand auf meine Hand

und wunderte sich, dass die Farbe nicht abging», schrieb er 1955 in «Stranger in The Village».

Vieles hat sich seither verändert, die Schweizer Gesellschaft wird immer pluraler, Schwarze Menschen gehören zum Alltag und prägen die Schweiz mit. Biel ist durch die Zweisprachigkeit ein zentraler Ort Schwarzer Schweizer Geschichte, Migration und Leben. Schwarze Menschen kamen und kommen aus den unterschiedlichsten Ländern und Gründen. Viele wurden hier bereits als Schweizer*innen geboren, andere kommen aus Amerika, Afrika, viele sind Asylbewerber*innen.

Kaum jemand aber kennt ihre Geschichten. Mit diesem Buch soll sich das ändern. Frauen aus der afrikanischen Diaspora in Biel – mit unterschiedlichen Hintergründen und aus verschiedenen Generationen – berichten über ihr Leben und ihre Erfahrungen. Ihre Texte werden durch die aktuelle Forschung zur Geschichte Schwarzer Menschen in der Schweiz ergänzt. Die Beiträge im Buch sind deutsch, französisch und englisch.

**Es ist nicht egal,
wer dein Wissen schafft!**

**Hilf deshalb mit, das FemInfo vor
dem Budget-Tod zu retten!**

Kurz vor der 60. Ausgabe sieht die Zukunft des FemInfo düster aus. Denn obwohl wir einen Grossteil der Arbeit ehrenamtlich erledigen, kann sich FemWiss die Produktion des Hefts kaum noch leisten.

Deshalb brauchen wir eine Anschubfinanzierung, um das FemInfo wieder auf soliden Boden zu stellen. Diese ermöglicht uns, die Bekanntheit des FemInfo zu vergrössern und neue Mitglieder zu gewinnen, um das Magazin nachhaltig abzusichern. Ausserdem können wir so die Kosten für die deutsch-französischen Übersetzungen sowie für Druck und Versand langfristig decken.

**Die Kampagne dauert noch bis
zum 23. Dezember! Schau am
besten gleich vorbei:
[www.wemakeit.com/projects/
rette-das-feminfo](http://www.wemakeit.com/projects/rette-das-feminfo)**

**La source de ton savoir
n'est pas anodine !**

**Aide-nous à sauver FemInfo
de la mort budgétaire !**

Peu avant le 60e numéro, l'avenir de FemInfo semble sombre. Bien que nous effectuions une grande partie du travail sur une base volontaire, FemWiss n'a presque plus les moyens financiers pour produire la revue.

Pour remettre FemInfo sur des bases solides, nous avons besoin d'un financement de démarrage. Cela nous permettra de mieux faire connaître FemInfo et de gagner de nouveaux membres afin de sécuriser la revue à long terme. En outre, cela nous permettra de couvrir les coûts des traductions allemand-français ainsi que ceux de l'impression et de l'expédition à long terme.

**La campagne se poursuivra
jusqu'au 23 décembre !
Viens donc regarder :
[www.wemakeit.com/projects/
rette-das-feminfo?locale=fr](http://www.wemakeit.com/projects/rette-das-feminfo?locale=fr)**

WIDERSPRUCH
Heftige zu sozialistischer Politik

75

Enteignen fürs Gemeinwohl

Die besitzende Klasse verschluckt die Welt. Boden und Ozeane, Arbeit, Kultur und Bildung. Wie in der kapitalistischen Konkurrenz Struktur ideologisch gerechtfertigt und juristisch abgesichert wird – und wie Initiativen zur breiten Verteilung und subversiven Projekte ansetzen können.

224 Seiten, Fr. 25.–
978-3-85869-895-7
(Jahresabonnement für 2 Hefte Fr. 40.–)
zu beziehen im Buchhandel oder unter vertrieb@widerspruch.ch

WIDERSPRUCH

Enteignen fürs Gemeinwohl

Die Beiträge befassen sich mit Konflikten um Verteilung und Herstellung von Eigentum. Zunehmend prägen sie gesellschaftliche Debatten, die von globalisierungskritischen Bewegungen nach Jahren des Burgfriedens angestossen wurden – und thematisieren, dass die besitzende Klasse die Welt verschluckt: Boden und Ozeane, Arbeit, Kultur und Bildung. Wie in der kapitalistischen Konkurrenz Besitz ideologisch gerechtfertigt und juristisch abgesichert wird – und wo Initiativen zur breiten Verteilung und subversive Projekte ansetzen können.

www.widerspruch.ch

Call for Papers FemInfo 57

50 Jahre Stimmrecht: Und nun?

50 Jahre ist es her, seit 1971 nach langem Kampf in der Schweiz das nationale Frauenstimm- und Wahlrecht eingeführt wurde. Nicht zum ersten und nicht zum letzten Mal sollte dieses Land in Sachen demokratische Teilhabe zu den Schlusslichtern Europas gehören. Warum sträubte sich die Schweiz so lange? Welche Mechanismen spielten da? Was können wir daraus für aktuelle Diskurse lernen? Und wie steht es heute um die Möglichkeiten der Partizipation und für wen?

Schicke uns deine Idee für einen Beitrag bis zum 31. Dezember: info@femwiss.ch.
Redaktionsschluss: 1. Februar 2021.

50 ans de droits de vote : Et maintenant ?

50 ans se sont écoulés depuis l'introduction en 1971 du droit de vote et d'éligibilité des femmes en Suisse au niveau fédéral. Pourquoi la Suisse a-t-elle résisté si longtemps? Quels mécanismes ont joué un rôle? Que pouvons-nous en tirer pour les débats actuels? Et qu'en est-il des possibilités de participation aujourd'hui et pour qui?

Envoie-nous ton idée de contribution jusqu'au 14 septembre: info@femwiss.ch.
Délai de réd.: 1er février 2021.

Beitritt zum Verein Feministische Wissenschaften Schweiz Adhésion à l'Association suisse Femmes Féminisme Recherche

Ich möchte Mitglied werden • Je souhaite devenir membre

Jahresbeitrag • Cotisation annuelle

In Ausbildung, erwerbslos, pensioniert En formation, sans revenu, retraitées	CHF 45.– CHF 45.–
Teilzeitverdienend Travail à temps partiel	CHF 85.– CHF 85.–
Vollzeitverdienend Travail à plein temps	CHF 125.– CHF 125.–
Kollektivmitglied Membre collectif	CHF 155.– CHF 155.–
Gönner*in Membre de soutien	CHF 205.– CHF 205.–

Ich möchte das FemInfo abonnieren
(Nur für Institutionen)
Je souhaite m'abonner à FemInfo
(Pour les institutions uniquement)

CHF 50.–
CHF 50.–

Name • Nom _____

Vorname • Prénom _____

Strasse • Rue _____

PLZ, Ort • CP, lieu _____

Tel. • Tél. _____

E-Mail • e-mail _____

Sprache • Langue _____

Datum, Unterschrift • Date, Signature _____

Einsenden an • Envoyer à
Verein Feministische Wissenschaft Schweiz, Postfach, 3001 Bern

